

GEISTERJÄGER  
**JOHN SINCLAIR**



**KELTENFLUCH**

BASTEI  
LUBBE

Die große Horror-Serie  
von Jason Dark

# Keltenfluch

»Mutter? Mutter? - Bist du da?«

Das erste Wort hatte Tony Hellman normal laut gerufen, die nächsten beiden schon stärker. Eine Antwort erhielt er trotzdem nicht.

Im Halbdunkel des Hauseingangs blieb Tony stehen, den Griff der Tür noch festhaltend. Sehr langsam schloss er sie schließlich. Danach wartete er ab. Ein und ausatmen, sich beruhigen. Es würde alles seinen Gang gehen und auch seine Richtigkeit haben. Nur nicht überreagieren. Es gab nichts Unnormales an diesem späten Abend. Es war wie immer. Es hatte sich nichts verändert.

Tatsächlich nicht? Etwas war schon anders, da konnte Tony denken, was er wollte. Diese Ruhe, die er sich nicht erklären konnte, weil sie anders war als die normale.

Wie oft war er später nach Hause gekommen, oftmals weit nach Mitternacht. Er hatte seine Mutter stets schlafend im Bett vorgefunden, denn es gehörte zu Tonys Angewohnheiten, wenn er später nach Hause kam, einen Blick in das Schlafzimmer der Mutter zu werfen. Das hatte er auch jetzt vor, und trotzdem tat er es nicht. Statt dessen stand er vor der Haustür und lauschte in die Stille hinein.

Ja, diese Ruhe. Auch eine Leere. Die Mutter schien das Haus verlassen zu haben. Gleichzeitig hatte sich ihr Geist verflüchtigt, das gute Omen, das Positive, das sie ständig um sich verbreitet hatte. Eine Frau, die mit dem Leben fertig geworden war, trotz ihres Daseins als Witwe. Das alles war nicht mehr vorhanden, denn Tony hatte diese Ausstrahlung auch gespürt, wenn seine Mutter geschlafen hatte.

Jetzt nicht mehr. Alles war weg. Geblieben war die bedrückende Stille. Sie schien ihn zu warnen und zugleich anzuziehen. Es kam ihm vor, als wäre das Haus durch fremde Kräfte besetzt. Hellman verfolgte den Gedanken lieber nicht. Er wusste, dass es Dinge gab, mit denen er nicht spaßen solle. Es war besser, wenn er sie aus seinen Gedanken verbannte.

Die Gedanken sollten nicht abdriften. Er wollte sich einzig und allein auf die Mutter konzentrieren. Sie aber war so fern, obwohl Mutter und Sohn stets blendend miteinander auskamen.

Es hatte keinen Sinn, noch einmal nach ihr zu rufen. Es war besser, die schmale Treppe nach oben zu gehen und in ihrem Schlafzimmer nachzuschauen.

Zuerst machte er Licht. Normalerweise hätte er aufatmen müssen, als die Dunkelheit verschwunden war. Das tat er jedoch nicht. Ihm kam nicht einmal der Gedanke. Er blieb nahe der Haustür stehen und wartete ab. Es konnte ja sein, dass seine Mutter den Lichtschein bemerkte, weil sie noch nicht schlief. Das wiederum stimmte auch nicht. Sie rief nicht nach ihm, sie war auch nicht aufgestanden, um auf die Treppe zuzugehen, auf deren letzten Stufen sich der Lichtschein verlor.

Tony schaute sich um. Die kleine Diele. Die schmalen Türen, die zu den Räumen hier unten führten. Die Tür zur Küche stand offen. Er konnte die alten Möbel sehen. Selbst ihre Umrisse kamen ihm irgendwie bedrohlich vor.

Als er sich bewegte, erhielten die Bohlen Druck. Sie knarzten leise, denn es gab keinen Teppich. Hellman durchsuchte die unteren Zimmer nicht, er ging direkt nach oben. Mit jeder Stufe, die er zurückließ, klopfte sein Herz schneller.

Furcht, dass etwas Schlimmes passiert sein könnte, stieg in ihm hoch. Er ging nicht leise und trat normal auf. Noch immer hoffte Tony, dass seine Mutter ihn hörte, erwachte und auch nach ihm rief. Eine trügerische Hoffnung, die sich nicht erfüllte, und so setzte er seinen Weg fort. Das Geländer schimmerte matt. Er ging dem Halbdunkel entgegen. Schatten hatten sich eingenistet. Der Flur am Ende der Treppe sah so anders aus. Wie von einer anderen Welt umklammert, die noch manch böse Überraschung für ihn bereithielt.

Am Beginn des Flurs blieb er stehen. Seine Hände ballten sich zu Fäusten. Tony fühlte sich wie ein kleiner Junge, der zum erstenmal in einen dunklen Keller tritt und sich davor fürchtet. Wie auch der Junge etwas Schreckliches erwartete, schattenhafte Monstren und ähnliches, so dachte auch er daran, dass etwas in seine Welt eingedrungen war, mit dem er nicht mehr fertig wurde. Das Herz schlug schneller, aber Tony schaffte es, darüber nachzudenken, was da passiert war. Es war ja seine Schuld. Er hatte nicht aufgeben können. Er hatte die Warnungen erlebt, sie jedoch als lächerlich abgetan, obgleich er schon wusste, auf welch dünnes Eis er sich begeben hatte. Aber er hatte es nicht anders gewollt. Er hatte nicht aufhören können. Er hatte einfach immer weitergemacht und stand nun dicht vor dem Ziel. Den großen Vorhang hatte er bereits spaltbreit geöffnet. Jetzt lag es einzlig und allein an ihm, ob er ihn ganz aufziehen und die Wahrheit sehen oder ihn geschlossen lassen wollte.

Nein, letzteres ging nicht mehr. Er war den Weg gegangen. Er war eingetaucht in die andere Welt und musste sich ihren verdamten Problemen stellen.

Tony ging weiter. Einer, der Blei in den Beinen spürte. Der seine Füße kaum noch vom Boden hochbekam. Der über die Bohlen hinwegschlurfte, der sich von einer Kälte und Hitze zugleich eingeklemmt fühlte und plötzlich den eisigen Hauch wahrnahm, der dicht an seinem Gesicht vorbeistreifte. Ein kleiner Schock. Er hatte einen derartigen Hauch nie zuvor gespürt. Wie der letzte Gruß eines Toten.

Tony hätte am liebsten geschrien. Nach Hilfe gerufen. Jemand gebeten, zu ihm zu kommen und ihm zur Seite zu stehen. Das alles war so wichtig, aber es gab keinen Menschen, der ihm zu Hilfe gekommen wäre. Er musste diesen verdamten Weg allein gehen, bis zum bitteren Ende.

Der Gang war kurz. Er war eng. Er war auch am Tag düster. Seine Mutter hatte an den Wänden helle und freundliche Bilder aufgehängt, um die Atmosphäre aufzulockern. Davon war nichts zu sehen. Die Dunkelheit verschluckte alles.

Das Zimmer lag auf der linken Seite. Es war klein wie alle anderen auch. Eine schmale Tür, die niedrige Decke, aber es passte zum übrigen Baustil. Ein Haus, das mehr ein Häuschen war.

Hier oben waren seine Schritte kaum zu hören, weil der dünne Teppich die Geräusche schluckte. Wie ein Schatten geisterte er weiter, immer noch mit dem Gefühl, nicht allein zu sein. Jemand hatte sich hier eingenistet. Etwas Fremdes, Unheimliches, das einfach nicht in diese Welt hineingehörte.

Vor der Tür des mütterlichen Schlafzimmers blieb Tony stehen. Sie war nicht geschlossen. Seine Mutter tat es nie. Die Tür stand auch in der Nacht einen Spalt offen. Gladys Hellman wollte sich nicht wie in einem Sarg liegend vorkommen. Den Eindruck hätte sie bei geschlossener Tür gehabt.

Aufstoßen, hineingehen, das Licht einschalten - es war alles so simpel und alltäglich. Trotzdem zögerte Tony. Er tat es nicht.

Statt dessen stieg ein Gefühl in ihm hoch, das ihm Tränen in die Augen trieb. Er trauerte um seine Mutter. Er wusste, dass etwas in dem vor ihm liegenden Zimmer passiert war. Nur wollte er es noch nicht akzeptieren.

Seine Mutter schlief ruhig. Sie schnarchte kaum. Aber sie atmete wie jeder Schlafende. Und genau diese Atemzüge hörte er nicht. Im Zimmer hinter der Tür war es einfach nur still. Und abermals kam ihm die Stille so gespenstisch und schrecklich vor. Eine Totenstille, die ihn umklammerte wie ein Reif.

Hinter seiner Stirn zuckte es. Er spürte, dass sich die Haut an den Schläfen bewegte, und wischte dann seine Tränen weg. Er wollte nicht weinen. Er hatte verdammt viel durchgemacht und musste sich nun zeigen wie ein Mann.

Tony Hellman sprang über seinen eigenen Schatten, als er die Tür nach innen stieß.

Ein Tor öffnete sich. Der Vorhang wurde zur Seite gezogen, um dem Zuschauer die offene Bühne zu zeigen, auf der die Dunkelheit ein besonderer Gast war. Sie deckte alles ab. Sie hatte sich ausgebreitet. Sie lag wie ein graues Gespenst im Zimmer.

Normalerweise hätte Tony das Licht eingeschaltet. In diesem Fall traute er sich nicht. Es blieb dunkel, und er verließ sich auf das Licht, das vom Flur her über die Schwelle sickerte und einen helleren Umriss von ihr schuf.

Tony trat in diese hsel ein. Er sah seinen eigenen Schatten. Es war völlig normal. Trotzdem kam es ihm vor, als hätte die Seele seinen Körper verlassen.

Wieder ein kleines Zimmer. Darin stand ein breites Bett. Darin hatte seine Mutter früher auch mit dem Vater gelegen, als dieser noch am Leben gewesen war.

Der Umriss des Betts malte sich vor ihm ab. Seine Mutter schlief mit dem Kopf unter den beiden schmalen Fenstern, kaum größer als Luken. Rechts von ihm stand der Schrank, in dem Gladys Hellman ihre wenigen Habseligkeiten aufbewahrte. An der linken Seite hing der ovale Spiegel an der Wand. Davor stand ein Hocker mit dunkelrotem Polster.

Früher hatte Gladys stets davor gesessen und ihr Haar gekämmt. Da war es noch dunkelblond gewesen. Im Laufe der Zeit jedoch war es ergraut, denn auch sie konnte dem Alter einfach nicht entweichen.

Tony blinzelte. Er hatte bewusst nicht sofort zum Bett hingeschaut. Seine Augen hatten sich erst an die Dunkelheit gewöhnen müssen, und er traute sich auch nicht, das Licht einzuschalten, weil ihn der zu erwartende Schock nicht so plötzlich treffen sollte.

Der lange Blick auf die Mitte des Betts. Dort lag seine Mutter immer, und dort lag sie auch jetzt. Für einen Moment durchströmte ihn Erleichterung. Sie war also noch da. Sie lag im Bett - und ...

Verdamm! Warum atmete sie nicht? Warum hörte er nichts? Seine Mutter war so ruhig wie eine Tote, und wieder rieselten Eiskörner über seinen Körper hinweg.

Er atmete laut und konnte sich auch kaum beherrschen. Deshalb war kein anderes Geräusch zu hören. Zumindest redete sich Tony das ein,

Ein Griff zum Schalter war nur eine kleine Bewegung. Danach würde er Gewissheit erhalten, und Tony hoffte aus tiefstem Herzen, dass seine Hoffnungen nicht enttäuscht wurden. Er streckte den Arm zur Seite. Langsam. Es dauerte viel länger als normal.

Unter der Decke befand sich die Lampe mit den vier Armen, an deren Ende die flachen Schalen saßen. Er wusste, dass drei Birnen intakt waren; die vierte hatte schon vor Monaten ihren Geist aufgegeben und war bisher nicht ausgewechselt worden.

Es wurde hell. Nicht strahlend, aber so, dass er alles erkennen konnte. Vor allen Dingen das Bett. Dort lag seine Mutter auf dem Rücken. Ihre Gestalt zeichnete sich unter dem dünnen Laken ab. Er sah auch ihre Schultern, die über dem Rand hervorragten.

Aber er sah noch mehr. Das Blut - und ...

Es war ein Schock, wie ihn kaum ein Mensch in seinem Leben durchleiden musste. Tony allerdings bekam ihn ohne Vorwarnung präsentiert. Was er sah, wollte er nicht glauben. Es war einfach zu ungeheuerlich, aber leider eine Tatsache.

Seiner Mutter fehlte der Kopf!

Was Tony Hellman in diesen schrecklichen Momenten des Erkennens dachte, war für ihn nicht nachvollziehbar. In seinem Kopf war ein einziges Durcheinander entstanden. Er wünschte sich weit weg. Hoffte, fliegen zu können, und dabei aus dem Traum zu erwachen.

Das alles trat nicht ein. Die Realität ließ sich nicht durch irgendwelche Wünsche beeinflussen. Tony Hellman stand einfach nur da. Er wusste nicht, ob er still war oder schrie. Er war irgendwie als Mensch aus dem normalen Leben herausgelöst worden und schaffte es nicht, über diesen Schrecken nachzudenken. Er spürte nur den harten Stoß gegen den Kopf, den er sich beigebracht hatte, als er ins Trudeln geraten und gegen die Türkante gestoßen war.

Die Schmerzen waren der Erlöser. Sie rissen ihn aus seiner Lethargie, was ihm auch nicht passen konnte, denn wiederum wurde ihm so drastisch bewusst, was sich da im Licht der Deckenleuchte zeigte. Es war nicht zu fassen, furchtbar. Eine Frau ohne Kopf, bis beinahe zu den Schultern hin zugedeckt, lag tot im Bett. Und diese Frau war seine Mutter Gladys.

Aber das war nicht alles. Auch das Blut konnte er nicht übersehen. Es hatte sich zum größten Teil auf dem Kopfkissen verteilt. Dort bildete es eine große Insel und war auch in das Kissen hineingesickert. Ein wahnsinniger Hass strömte plötzlich in ihm hoch. Nicht einmal auf den Täter, sondern auf die verdammten Fliegen, die über der Blutlache ihre Kreise zogen und manchmal auch darauf landeten.

Endlich konnte sich Tony bewegen. Wie viel Zeit seit der Entdeckung vergangen war, konnte er nicht sagen. Seine Knie waren weich. Als er den ersten Schritt versuchte, kam er sich vor wie jemand, der das Laufen lernt.

Und er stellte fest, dass er weinte. Nicht einmal laut. Leise, beinahe schon lautlos, aber die Tränen rannen an seinen Wangen entlang. Er war in die Lücke hineingetreten, die es zwischen Bett und Wand auf der linken Seite gab, und dann erwischte ihn der nächste Schock.

Bisher hatte er den Kopf seiner Mutter noch nicht gesehen. Plötzlich aber entdeckte er ihn. Der Killer hatte ihn neben dem Bett auf den Boden gestellt!

Tony Hellman ging nicht mehr weiter. Der erneute Anblick raubte ihm die Kraft. Diesmal erwischte ihn der Schwindel, und er musste sich einfach auf das Bett setzen, wobei er dicht neben dem Körper seiner Mutter hockte.

Wieder überfiel ihn ein Weinkampf. Seiner Mutter konnte niemand mehr helfen, sie lebte nicht mehr. Jemand hatte sie eiskalt umgebracht, aber nicht nur einfach getötet, sondern sie durch ein besonderes Ritual aus dem Leben gerissen.

Tony wusste, dass er nicht ganz unschuldig daran war. Er hatte diesen Schrecken zwar nicht heraufbeschworen, doch indirekt fühlte er sich schon schuldig. Er hätte es wissen müssen, denn er hatte sich mit Dingen beschäftigt, die gefährlich werden und ausufern konnten. Er hatte sich zu sehr auf seine Forschungen versteift und hätte gewisse Dinge ruhen lassen sollen. Warnungen hatte es ja gegeben, aber er war so besessen gewesen, dass er sie missachtet hatte.

Die anderen hatten sich gerächt. Und dies an seiner Mutter, die mit den Dingen überhaupt nichts zu tun gehabt hatte.

In seinem Innern hatte sich die Kälte festgesetzt wie eine dicke Platte aus Eis. Sein Körper war einfach schlapp. Er hätte sich auch jetzt nicht erheben können. Das Zittern, das Weinen, alles kam zusammen. Zugleich allerdings wusste er, dass es weitergehen musste. Er konnte nicht für immer hier sitzen und trauern.

Es gab noch ein Leben danach. Und dieses Leben hatte jetzt und hier begonnen. Er stützte sich links und rechts ab. Das Bett gab etwas nach, und nur mühsam und von einem leichten Schwindel gepackt kam er in die Höhe. Das Zimmer drehte sich scheinbar vor seinen Augen. Die Kälte in seinem Innern war wie ein böser Feind, der ständig zubiss, und er spürte auch das Brennen in seinen Augen. In der Kehle saß ein dicker Kloß, sein Gesicht war aufgedunsen, zudem bleich und rot, und er musste sich selbst überwinden und schon mehr als über den eigenen Schatten springen, um das zu tun, was nötig war.

Normalerweise hätte er die Polizei holen müssen. Das würde er auch noch tun, aber es gab auch Dinge, die er einfach nicht vor sich herschieben konnte.

Bei seiner nächsten Tat hätte Tony am liebsten die Augen geschlossen. Das brachte er jedoch nicht fertig. Er hielt sie offen, er starnte auf den Kopf seiner Mutter. Einen zögernden Schritt ging er nach vorn und streckte dabei vorsichtig die Arme aus. Die gespreizten Hände näherten sich dem Kopf. Tony sah, wie stark seine Finger zitterten.

Der Kopf seiner Mutter stand so, dass er ihn anschaute. Er selbst schloss die Augen. Er würde es später genauer untersuchen. Zunächst einmal musste er den Kopf aus dem Schatten des Betts heben.

Er legte die Hände gegen die Seiten des Kopfes. Die Berührung war schlimm. Das Gefühl, das ihn dabei durchströmte, konnte er nicht in Worte fassen. Es war da, aber es war schrecklich, und Tony wollte nicht daran denken. Als der Kopf schließlich auf dem Bett stand, direkt neben dem Körper und dem blutdurchtränkten Laken, da wusste er nicht, wie er es überhaupt geschafft hatte.

Das Gesicht seiner Mutter war ihm zugeschaut. Er schaute sie an, sie hatte ihren Blick auf ihn gerichtet. Augen, in denen kein Leben mehr war. Eine weißgraue Haut, bedeckt von Blutspritzern. Ein halb offenstehender Mund, den bisher niemand geschlossen hatte. Das graue Haar drängte sich auf dem Kopf zusammen. Auch in die Strähnen hinein war das Blut gespritzt und hatte Büschel miteinander verklebt.

Er war immer so stolz auf seine Mutter gewesen. Sie hatte toll ausgesehen. Sie war in Ordnung gewesen und hatte ihn immer wieder unterstützt. Sie hatte dafür gesorgt, dass er studieren konnte. Sie hatte ihn großgezogen. Es war alles so okay gewesen. Über sein Verhältnis zu ihr hatte er sich nicht beschweren können, doch was nun von ihr zurückgeblieben war, das sah er als Zerrbild an.

Trotzdem streichelte er den Kopf. Mit den Händen fuhr er durch das Haar, und es machte ihm auch nichts aus, dass seine Haut durch das Blut befleckt wurde.

»Es tut mir leid, Mutter. Es tut mir so wahnsinnig leid. Ich weiß, dass ich schuld bin. Ich weiß es ... « Er wollte wieder weinen, doch diesmal schaffte er es nicht. Etwas brannte in seinem Körper. Er nahm es wie eine Flamme hin, die hochgestiegen war. Einordnen konnte er das Gefühl nicht. Er dachte an etwas Bestimmtes, auch an Rache, und senkte den Blick, als er den Kopf losließ.

Was er vor kurzem mehr geahnt als gesehen hatte, sah er nun als eine Tatsache. Der oder die Mörder hatten sich nicht damit zufriedengegeben, seiner Mutter den Kopf abzuschneiden, nein, sie waren noch einen Schritt weitergegangen und hatten ihr den Unterkiefer aus dem Mund hervorgebrochen.

Aus diesem Grunde hatte das Gesicht so schief ausgesehen. Der untere Teil war zerhämmt worden. Jemand hatte ihn brutal zerstört, und er wusste nicht, ob es vor oder nach dem Tod geschehen war. Tony hoffte, dass sie es gnädig gemacht hatten.

Er nickte vor sich hin. Es war ein Ritualmord gewesen. Kein normaler Raubmord. Und es hing einzig und allein mit ihm und seinen Nachforschungen zusammen. Mit seinem Beruf wie auch immer, denn der hatte ihn in die tiefe Vergangenheit und in Gebiete hineingeführt, in der die Magie dumpfe Urstämme feierte. Er hatte darin herumgestochert wie in einem Wespennest. Er hatte den Rat nicht annehmen wollen.

Sein Forscherdrang war nicht zu stoppen gewesen, und nun hatte ihm die Gegenseite gezeigt, wozu sie fähig war. Ein gebrochener Unterkiefer. Die andere Seite hatte seine Mutter als Hexe eingestuft. Es hatte ihnen nicht gereicht, ihr den Kopf abzuschneiden, nein, sie wollten ganz sichergehen und hatten ihr den Unterkiefer gebrochen, um postmortale Bannflüche gegen die Lebenden zu erschaffen.

Der alte Ritus, der Kannibalismus, es gab ihn noch. Schon in den Schriften der alten Griechen war darüber berichtet worden. So hatte Strabo geschrieben, dass die Söhne ihre toten Väter verzehrten, und zahlreiche Keltenfunde hatten dies bestätigt.

Und er, Tony, war Experte. Nicht grundlos hatte er das Buch über die Bestattungsriten der Kelten geschrieben. Nun aber hatte ihn ihr Fluch erreicht, der noch über den Tod hinaus vorhanden war. Das zu begreifen, fiel ihm schwer, aber er musste sich damit abfinden. Immer mehr fühlte er sich wie ein Zauberlehrling, dem das Können des Meisters über den Kopf gewachsen war.

Tony ließ den Kopf seiner Mutter auf dem Bett stehen. Dass er nicht noch Stunden hier im Schlafzimmer verbringen konnte, war ihm klar. Er musste aufstehen und gehen, aber er strich noch einmal liebevoll über das Gesicht der toten Frau hinweg, und es machte ihm dabei nichts aus, dass er das Blut verschmierte.

»Mum«, flüsterte Tony. »Für dich ist es das Ende gewesen, aber nicht für mich, das schwöre ich dir. Ich mache weiter. Ich werde mich nicht beugen. Ich bleibe am Ball, das kann ich dir versprechen. Ich werde dich rächen, auch wenn ich selbst dabei draufgehen sollte. Ich weiß, dass es einen Fluch gibt, den aber werde ich stoppen, vernichten, brechen, und ich habe die Kraft dazu ... «

Bei den letzten Worten versagte ihm die Stimme. Er musste einfach weinen und spürte zugleich einen wahnsinnigen Zorn und Hass in sich hochsteigen. Er stand dicht davor, zu schreien und Amok zu laufen, doch er riss sich zusammen.

Dann drückte er sich hoch. Er stand steif auf. Er zitterte. Die Umgebung verschwamm vor seinen Augen. Wie jemand, der eine schwere Last zu tragen hat, ging er auf die Tür zu, ohne sich noch einmal umzudrehen. Er würde seine Mutter stets in Erinnerung behalten und versuchen, sie sich als lebende Person vorzustellen.

Im Flur musste er sich gegen die Wand lehnen, um sich etwas von seiner Schwäche zu erholen. Irgendwann ging er auf die Treppe zu. Hier oben wollte Tony nicht bleiben. Er wusste nicht, was er in der nächsten Zeit unternehmen sollte. Er wollte nur seine Rache durchführen, das war alles.

Irgendwann erreichte er das Wohnzimmer. Er machte kein Licht. Im Dunkeln tastete er sich vor und kümmerte sich nicht darum, dass er hin und wieder gegen die Ecken irgendwelcher Möbelstücke stieß. Er ließ sich in den Sessel fallen, in dem seine Mutter oft gesessen und ferngesehen hatte.

Auf dem Weg dorthin nahm er die Flasche mit dem Whisky aus dem offenen Barfach. Er streckte seine Beine aus. Er öffnete die Flasche und trank das Zeug in kleinen Schlucken. Es machte ihn nicht eben klarer. Das wollte er auch nicht. Er hatte nur vor, sich zu betäuben. Wenigstens für einige Stunden den Schrecken vergessen, bevor er wieder damit konfrontiert wurde.

Es ging ja weiter. Es musste weitergehen. Er konnte seine Mutter auch nicht einfach im Bett liegen lassen. Die Polizei würde kommen und ihm Fragen stellen.

Ja - und dann? Was sollte er den Leuten sagen? Von den Kelten sprechen? Von ihren Ritualen und den Flüchen und ihrer Lust am Kannibalismus? Würden sie ihm glauben, wenn er über die Druiden sprach, über die die Menschheit so wenig wusste?

Nein, sie würden ihm nichts glauben. Auch wenn sie ihn nicht für den Mörder der Mutter hielten, würden sie ihn einsperren und zunächst einmal Verhören unterziehen. Da würde verdammt viel Zeit vergehen, die er allerdings brauchte. Er konnte jetzt nicht aufgeben und alles liegen und stehen lassen.

Wieder ein Schluck. Diesmal brannte der Whisky nicht mehr so stark in der Kehle. Er schloss die Augen und merkte, wie er allmählich ‚wegschwamm‘. Die Gegenwart veränderte sich, sie wurde leicht, und er kam sich vor wie auf einer Wolke sitzend.

Wieder irrten Gedanken durch Tonys Kopf. Warum bin ich nicht in Irland geblieben? Fragte er sich. Warum musste ich nach London kommen? Es hatte einen Grund gegeben. Es war die plötzliche Angst um seine Mutter gewesen, und sie hatte sich als berechtigt erwiesen.

Tony Hellman stellte die Flasche neben den Sessel. Er wollte sie plötzlich nicht mehr. Noch mehr Alkohol tat ihm nicht gut. Das Zeug brachte ihn nur durcheinander. Trotz der schrecklichen Ereignisse musste er jetzt einen klaren Kopf behalten, denn es würde weitergehen, das stand fest.

Tony wollte dabei mithelfen. Das Schicksal konnte er nicht beeinflussen, doch er wollte versuchen, es in eine bestimmte Richtung zu drehen, um sich ihm stellen zu können.

Er war Ire. Auch seine Mutter war Irin gewesen. Ebenso wie seine Freundin Cella Lintock Irin war. Sie alle stammten vom Volk der Kelten ab, aber nur die wenigsten wussten, was und wie dieses Volk tatsächlich gewesen war. Wie grausam auf der einen und wie fortschrittlich auf der anderen Seite. Das bewiesen die großen und vielen Funde, an denen auch er mitgewirkt hatte.

Tony kam sich schwer vor, auch müde. Er würde jedoch nicht schlafen können, das stand fest. Seine Gedanken drehten sich im Kreis, und allmählich schälte sich etwas hervor.

Er brauchte Hilfe! Nicht von der Polizei, sondern von Menschen, denen er vertrauen konnte. Wer kam denn in Frage?

Tony zermarterte sich das Gehirn. Die Kollegen, die mit ausgruben, kaum. Sie hielten ihn sowieso für einen Spinner und hatten ihm nie geglaubt. Er würde ihnen vom Tod seiner Mutter auch nichts erzählen. Die Grabungsstelle lag schließlich in Irland, und er befand sich hier in London, wo seine Mutter gelebt hatte.

Tony Hellman brauchte einen Menschen, der ihn und seine Sorgen verstand. Gab es da überhaupt jemand?

Er überlegte. Bis er schließlich auf einen Gedanken kam. Tony erinnerte sich daran, jemanden kennen gelernt zu haben, dem er Vertrauen entgegengebracht hatte. Ein Mann, der offen für alles war. Der ihn auch verstehen würde.

Sie hatten sich nur einige Male gesehen, aber ihre Unterhaltungen waren immer sehr interessant gewesen. Der Mann war auch gedanklich nicht zu stark eingefahren. Er würde ihn verstehen, und er würde vielleicht eine Lösung wissen.

Der Name fiel ihm sofort ein. Bill Conolly hieß der Mann. Ein Reporter, der über vieles schrieb. Besonders über die Dinge, die nicht in den normalen Alltag hineinpassten. Er war auf der einen Seite Realist. Aber er wusste auch, dass es Geschehnisse gab, die rational nicht zu erklären waren. Das hatte er oft genug in seinen Artikeln angedeutet.

Tony Hellman beugte sich nach vorn. »Also Bill Conolly«, flüsterte er. »Okay, ich werde und will es versuchen. Wenn es jemand schafft, dann er.« Hellman wusste noch mehr. Bill hatte ihm mal erzählt, einen guten Freund bei Scotland Yard zu haben. Den Namen wusste Tony nicht, aber das war nicht schlimm. Die Dinge würden sich allmählich entwickeln, und vielleicht konnten ihm ja beide Männer helfen.

»Mutter«, flüsterte er in den leeren Raum hinein. »Mutter, ich mache weiter ... « Die Worte klangen wie ein finsterer Schwur ...



Ich hatte den Rover auf dem halbleeren Parkplatz eines zur Renovierung anstehenden Kino-Centers abgestellt und war den Rest des Wegs zu Fuß gegangen.

Okay, ich hätte auch nahe an das Ziel heranfahren können, das in ländlicher Umgebung lag, aber dieser Tag machte mich irgendwie an.

Es war Nachmittag, und der Sommer schien vorbei zu sein, obwohl wir erst den 1. September schrieben. Die Luft war anders geworden. Kühler, aber nicht unangenehm. Wunderbar sanft. Von weichem Dunst durchzogen, der schon auf die ersten Herbstnebel hinwies. Der sanfte Wind wehte gegen mein Gesicht und brachte den Geruch der ersten, von den Bäumen gefallenen Blätter mit.

Der bedeckte Himmel gab nur einen verschwommenen Blick auf die Sonne frei, aber das war auch nicht wichtig. Angenehmer war die Kühle, und hätte ich Zeit gehabt, wäre ich gern zu einer frühherbstlichen Wanderung aufgebrochen.

Das Gegenteil war der Fall. Ich war dienstlich in dieser Gegend und hatte mich mit Bill Conolly und einem gewissen Tony Hellman verabredet. Und dies in Hellmans Haus, das in der Nähe stand, in einer ruhigen Gegend am nördlichen Stadtrand von London. Die Ruhe war sicherlich bald dahin, wenn der Kinobetrieb wieder lief. Darüber machte ich mir keine Gedanken, sondern erinnerte mich an Bills Stimme, die sich nicht eben fröhlich angehört hatte.

Es würde Probleme geben, große sogar, und ich sollte mich auf einiges gefasst machen.

Um die Fassung später nicht zu verlieren, hatte ich mich zu dem kleinen Spaziergang entschlossen. Es war ja nicht weit. Ich konnte quer durch ein kleines, brachliegendes Feld gehen, um die Siedlung zu erreichen. Sie bestand aus schmalen Reihenhäusern und lag in einer krummen Straße, die ich über einen engen Fußweg erreichte.

Die Gegend sah gepflegt aus. In den Vorgärten blühten noch die Sommerblumen, und hinter manchen Zäunen standen unterschiedliche Figuren. Das begann bei Gartenzwergen und hörte bei Tieren oder irgendwelchen kleinen Steingestalten auf, die ihre Plätze auf Steinen oder Gartenbänken gefunden hatten.

Wer hier zu Fuß durchging, fiel auf. So wurde auch ich mit manch skeptischen Blicken bedacht, was mich allerdings nicht weiter störte. Ich hatte Suko gefragt, ob er mitkommen wollte, doch er hatte abgewinkt. Er und Shao wollten sich einen schönen Abend machen. Was sie genau vorhatten, blieb ihr Geheimnis. Mich jedenfalls hatten sie nicht darin eingeweiht.

Das Haus war leicht zu finden, denn Bills Porsche parkte davor. Auch er wirkte fremd hier, denn die Autos, die ich sah, gehörten allesamt der Unter- oder Mittelklasse an. Mein Freund hatte mich schon gesehen, denn er öffnete die Tür, bevor ich den schmalen Vorgarten betreten konnte.

»Na endlich, John.«  
»Wieso? Brennt es?«  
»Es kokelt.«  
»Und weiter?«  
»Komm erst mal rein.«

In Bills Gesicht war die Urlaubsbräune noch nicht ganz verschwunden. Er und Sheila waren auf die Insel Mallorca geflogen. Allerdings waren die Tage dort nicht eben mit großer Urlaubsfreude gefüllt gewesen, denn da hatte sie das Schicksal eingeholt, und ich war auch daran beteiligt gewesen.

Bill hatte die Tür soeben geschlossen, als ich im schmalen Flur stehen blieb, mich erst gar nicht umschaute, sondern ihn so anblickte, als hätte ich eine Frage ausgesprochen.

Der Reporter begriff. Er kam noch näher an mich heran. »Was immer auch passiert, John, nimm es erst einmal hin. Und nimm vor allen Dingen das hin, was schon geschehen ist. Ich weiß ja, dass du nicht den Beamten herauskehrst. Würdest du das tun, wären wir gar nicht erst ins Geschäft gekommen.«

»Was ist denn los? Du hast dich heute Mittag schon so geheimnisvoll angestellt.«  
»Wir werden hier Tony Hellman finden ... «  
»Das hast du bereits gesagt.«  
»Und seine tote Mutter, die man wohl in der vergangenen Nacht umgebracht hat.«  
»Oh ... «

Mein Freund nickte sehr ernst. »Genau darum geht es, John. Um die tote Gladys Hellman.«

»Wurde sie getötet oder starb sie eines natürlichen Todes?«

»Man hat sie umgebracht.«

Es gefiel mir nicht, wie Bill das gesagt hatte. Er war dabei zusammengezuckt. »Was ist genau passiert?«

Der Reporter senkte seine Stimme. »Ich will es dir sagen, John, damit du später keinen zu großen Schock bekommst. Man hat der Frau den Kopf abgeschnitten und ihren Unterkiefer gebrochen.«

Verdammter Mist, damit hatte ich nicht gerechnet. Das war eine Nachricht, die erst verdaut werden musste. Bill nickte. »Ja, auch wenn du so schaust, John, es ändert nichts an der Tatsache.«

»Okay, das habe ich begriffen. Ist es kein Fall für meine normalen Kollegen?«

»Nein, das ist es nicht. Es geht hier um Dinge, die dich berühren. Um eine alte Magie, um einen Fluch ... «

»Wessen Fluch?«

»Ein alter Keltenfluch, der bis in die Gegenwart hinein wirkt. Alles andere später.«

»Aber die Leiche und der Kopf sind noch vorhanden?« fragte ich.

»Ja, es wurde auch nichts verändert.«

Ich schwieg, aber ich merkte schon, dass sich hier etwas anbahnte, das uns in die Hölle führen konnte. »Wie hast du dir die Sache vorgestellt? Soll ich zuerst mit diesem Tony Hellman reden oder mir die Tote anschauen?«

»Fang mit der Toten an.«

»Wie du meinst.«

Ich hatte mich umschauen können. Das Haus war eng, sauber, aber irgend etwas war hier vorhanden, mit dem ich nicht zurechtkam. Eine dichte und bedrückende Atmosphäre lag zwischen den Wänden. Es war auch warm, und ich dachte daran, dass Tote, die eine gewisse Weile nicht gekühlt liegen, schon riechen können.

Wir mussten die Treppe hoch. Ich überließ Bill die Führung und blieb dabei in seinem Windschatten. In einem engen Flur gingen wir bis zu einer Tür, vor der Bill stehen blieb. »Dahinter liegt sie«, sagte er mit belegt klingender Stimme. Dann atmete er tief durch. »Mach dich auf was gefasst.«

»Okay, geh vor.«

Das tat er nicht, sondern öffnete mir nur die Tür, damit ich eintreten konnte. Im Schlafzimmer war es nicht strahlend hell, doch das Licht reichte aus, um den Schrecken voll zu präsentieren.

Auf dem Bett lag die Frau. Und ihr Kopf stand ebenfalls dort. Das war eine Tatsache und kein Spukbild. Obwohl ich darauf vorbereitet gewesen war, erwischte mich der Anblick hart. Der gehörte nicht ins Kino, wie es mir lieber gewesen wäre. Der war echt, so verdammt echt und realistisch.

Zudem erwischte mich auch der Geruch, der sich hier ausgebreitet hatte. Die Tote hatte zu lange im Warmen gelegen und das war eben zu riechen. Eingetrocknetes Blut auf dem Kopfkissen und auch auf dem Laken. Fliegen, die herumsummten, und die ich am liebsten erschlagen hätte.

Das Gesicht der Toten bot einen Anblick, von dem Menschen noch nach Monaten träumten. Darin stand der Schrecken wie eingraviert, und ich konnte nur den Kopf schütteln.

Der Anblick wühlte mich auf. Ich fragte mich, wer so etwas tat. Hinter mir hörte ich Bills leise Stimme. »Schau dir den Kopf genau an, John. Man hat der Frau den Unterkiefer gebrochen.«

»Warum?«

»Es gehört zum Ritual. Man wollte sichergehen, dass sie auch im Tod nicht sprach.«

Ich atmete so flach wie möglich. Eigentlich hätten längst die Kollegen alarmiert werden sollen. Andererseits war ich froh, dass jemand dies unterlassen hatte. Wie es so aussah, sollte und musste es tatsächlich ein Fall für mich werden.

Ich hielt mich nicht lange bei der Toten auf. Ich drehte mich um und sah Bill wachsbleich an der Tür stehen. »Wir können wieder.«

»Okay.«

Draußen im Flur standen wir uns gegenüber. Atmeten durch, denn hier war die Luft besser. »Wie hat Tony Hellman reagiert?«

»Er war fertig.«

»Und er hat dich angerufen?«

»Richtig.«

»Warum hat er das getan?«

»Weil das kein normaler Mord ist und weil er Angst davor hatte, von deinen Kollegen festgehalten zu werden.«

Ich zuckte mit den Schultern. »Das scheint wohl richtig gewesen zu sein. Andere Frage, Bill. In welchem Zustand befindet er sich?«

»Kannst du dir das nicht denken?«

»Ich würde gern wissen, ob man mit ihm reden kann.«

»Das schon.«

»Kennst du ihn näher?«

Bill blies den Atem aus. »Was heißt näher? Wir haben uns einige Male getroffen. Das geschah auch im Zuge meiner Recherchen. Da haben wir miteinander gesprochen. Ich wusste, was er tat, er kannte meinen Job und wir stellten fest, dass wir auf einer Wellenlänge lagen.«

»Ist er auch Reporter oder Journalist?«

»Nein. Er ist im Hauptberuf Archäologe und auch Völkerkundler. Aber er hat nebenberuflich ein Buch über die Kelten geschrieben, das allerdings noch nicht veröffentlicht wurde.«

»Obwohl es fertig ist?«

»Das schon. Gewisse Gründe haben ihn davon abgehalten. Darüber wird noch zu reden sein.«

»Dann gab es wohl so etwas wie eine Gegenseite?«

»Ja, nur keine normale.«

Mit dieser Andeutung ließ Bill mich stehen und ging wieder auf die Treppe zu. Ich folgte ihm. Den Anblick im Zimmer hatte ich nicht vergessen. Noch immer tauchte das Bild vor meinen Augen auf, obwohl ich es nicht wollte. Ich fröstelte. Als sich unten im Flur ein Sonnenstrahl durch das Fenster verzerrte, kam er mit deplaziert vor. Tony Hellman wartete im Wohnzimmer. Er saß in einem Sessel wie zu Stein geworden. Auch als er mich sah, stand er nicht auf. Ich hatte Zeit, ihn genauer zu betrachten.

Es war ihm anzusehen, dass er verdammt harte Stunden hinter sich hatte. Er mochte knapp über Dreißig sein, doch er sah älter, viel älter aus. Erschöpft, eine graue Gesichtsfarbe. Das dunkelblonde Haar war nicht gekämmt. Auf der hohen Stirn glänzten kleine Schweißperlen. Die Hände bewegten sich unruhig über den Stoff der Jeanshose hinweg, und als ich es mit einem Lächeln versuchte, da zuckten seine Mundwinkel nicht einmal. Beim Nähertreten fiel mir auf, dass über der Oberlippe ein schmaler blonder Bart wuchs.

»Mr. Hellman?«

»Ja, ich bin es, der alles ... «

»Sprechen Sie nicht weiter. Sie haben genau das Richtige in dieser Lage getan.«

»Sind Sie John Sinclair?«

»Bin ich.« Ich reichte ihm die Hand, die er zögernd nahm. »Sie können John zu mir sagen.«

»Danke.«

Seine Hand war feucht gewesen. Er schloss sie auch zur Faust, als er meine Finger losgelassen hatte. »Jetzt werden Sie mich sicherlich fragen wollen, wer das getan hat.«

»Ich möchte es gern, aber ich weiß auch, dass ich keine Antwort bekommen würde.«

»Doch, Sie kriegen eine. Nur werden Sie nichts damit anfangen können. Ich weiß es nicht. Es steht nur eines fest, dass ich es nicht gewesen bin. Ich habe meine Mutter nicht getötet und auch nicht so schrecklich verstümmelt. «

»Es hängt möglicherweise mit Ihnen zusammen, Tony?«

»Das allerdings.«

Bill und ich saßen jetzt auch. Wir brauchten nichts zu sagen, Hellman bekam auch so mit, dass die Reihe an ihm war, zu berichten. Er weigerte sich auch nicht und begann über seinen Beruf und seine besondere Leidenschaft für die Kelten zu erzählen. »Sie sind ein Volk, über das man noch nicht viel weiß, obwohl darüber oft geredet und geschrieben wurde und noch wird.«

»Dann ist das alles nicht richtig für Sie?« erkundigte ich mich.

»Das will ich nicht einmal sagen.«

»Was ist denn mit der keltischen Mystik?« fragte ich. »Keinem Volk eilt ein ähnlich düsterer Ruf voraus.«

Für einen Moment dachte Hellman nach. »Ja, ich nehme an, ich weiß schon, was Sie meinen. Sie denken sicherlich an die zahlreichen New-Age-Apostel und an ihren Glauben an die Druidenmagie. Wyda, die Kraft der Druiden. Die keltischen Baumhoroskope. Merlins Lehren, das alles ist mir bekannt, und es gibt auch heute Menschen, die sich Druiden oder Druidinnen nennen und sich in Logen zusammengefunden haben. Aber was wirklich passiert ist, weiß niemand, John.«

»Wie kommen Sie darauf?«

»Ganz einfach. Wenn Sie sich intensiv mit den Kelten und somit auch mit den Druiden beschäftigen, werden Sie erleben, dass die Druiden damals keine Zeile ihrer Religion aufgeschrieben haben. Da wurde nichts zu Papier gebracht. Sie waren der Meinung, dass der Buchstabe die Welt entheiligen würde. Es gab lediglich einige sehr persönliche Hinterlassenschaften. Da ging es dann mehr um Staatsgeschäfte, und dieses wenige wurde noch in griechischer Schrift hinterlassen. Wer dem Druidenorden beitreten wollte, der musste jahrelang Verse, Formeln, magische Riten, aber auch Geschichte und Staatskunde büffeln. Erst danach wurde der Schüler in den Kreis aufgenommen. Vorausgesetzt, er bestand die Prüfung.«

Tony räusperte sich und fuhr fort. »Es stimmt, dass die Kelten im gesamten Europa ihre Spuren hinterlassen haben, auf die wir bei unseren Ausgrabungen immer noch stoßen, aber es ist schwer, die genauen Zusammenhänge zu erforschen. Man findet die Kultstätten überall. Ob in Frankreich, hier auf der Insel, in Deutschland, in Spanien, Italien und sogar auf dem Balkan. Die südlichen Gebiete haben sie erobert und ihnen eine Weile ihren Stempel aufgedrückt. Sie waren auch sehr weit fortgeschritten. Nicht so tumb wie die Germanen oder Wikinger. Sie hatten ein Staatswesen, das schon den Vergleich mit den Inkas aushielte, aber die frönten eben auch ihrer Magie und den grausamen Riten.«

»Was Sie hier im Haus erlebt haben«, sagte ich.

Hellman bestätigte es mit einem Nicken. »Warum sollte ich Sie anlügen, John? Meine Mutter wurde nach einem alten Ritual getötet, denn so wie sie brachte man früher die Hexen um. Man brach ihnen den Unterkiefer, damit sie keine Nachrichten in die Welt der Lebenden hineinschicken konnten.«

»Aber Ihre Mutter war keine Hexe im keltischen Sinne?«

»Nein, das nicht.«

»Warum dann dieser schreckliche Mord?«

Tony Hellman senkte den Kopf. »Das liegt einzig und allein an mir, John.«

»Sie wissen das genau?«

Er nickte. »Ja, denn ich habe mich sehr intensiv mit dem Volk der Kelten beschäftigt. Das nicht nur als Archäologe. Ich wollte tiefer in ihre Kultur eindringen. Ich wusste oder ich weiß, dass es Dinge gibt, die überlebt haben. Nicht alles ist Spinnerei. Es gibt Druidenflüche, die noch heute wirksam sind.«

»Wie bei Ihrer Mutter?«

»Genau. Wie bei ihr.«

Er sprach jetzt leise weiter. »Sie haben nicht mich umgebracht, sondern sie. Bei mir hätten sie noch einen Grund gehabt, doch sie hat keinem Menschen etwas getan. Sie war auch nicht Mitglied einer Druidenloge, wie es zum Beispiel Sir Winston Churchill gewesen ist. Sie war nur eine Frau und Mutter, die ihrem Sohn früher alles gegeben hat, damit er sich seinen Berufswunsch erfüllen konnte. Dieses Ende hat sie nicht verdient, das hat niemand verdient, aber ich weiß jetzt, dass ich Feinde habe, die nicht wollen, dass ich mit dem weitermache, was für mich wichtig ist.«

»Und was ist das?« fragte ich.

Er überlegte kurz. »Ich arbeite in Irland. Meine Kollegen sind dort auf ein großes Gräberfeld gestoßen. Auf einen Keltenfriedhof, aber auch auf eine Siedlung. Man ist dabei, die Bauten ans Tageslicht zu bringen. Nicht weit von diesem Fundort entfernt habe ich angefangen zu forschen. Ich wusste aus alten Unterlagen, die ich einmal fand, dass dort etwas Besonderes sein musste.«

»Auch ein Grab?«

»Ja.«

»Können Sie es genauer sagen?«

Er zuckte die Achseln. »Es muss mit einem mächtigen Druiden zusammenhängen.«

»War es Guywano?«

Für einen Moment zeigte er sich irritiert. »Sie ... Sie ... kennen ihn?« hauchte er.

»Ja, ich weiß einiges darüber.«

»Die genaue Antwort kann ich Ihnen nicht geben, John. Ich habe keine Ahnung, ob dieser mächtige Druidenfürst mitgemischt hat. Er ist nur Insidern bekannt. Im Moment spielt es auch keine Rolle. Ich hätte nicht weiterarbeiten sollen.«

»Warum nicht?«

»Man hat mich gewarnt.«

»Ach. Wer?«

Tony Hellman breitete die Arme aus. »Darauf kann ich Ihnen keine Antwort geben, John, wirklich nicht. Es hat mich niemand angerufen, es ist auch keiner gekommen, um mit mir zu sprechen, ich habe diese Warnungen im Schlaf erhalten und auch am Tage. Es erschienen plötzlich Bilder vor meinen Augen. Ich sah einen Mann in einem gläsernen Sarg liegen und davor drei weitere Gestalten. Zwei Männer und eine Frau, wobei einer der Männer so groß wie ein Kind war.«

Ich runzelte die Stirn. »Wirkliche Bilder?«

Er nickte.

»Und die sahen Sie als Warnung an? Wieso das? Sorry, aber da komme ich nicht mit.«

»Es ist auch schwer«, gab er zu. Er wies mit dem Finger auf mich. »Man muss es spüren, verstehen Sie? Im Innern. Im Herzen, in der Seele meinewegen. Ich sah dieses Bild wie aus dem Nichts erscheinen, als hätte man ein Hologramm vor mich gestellt.«

»Und weiter?«

»Nichts mehr.«

»Man hat also nicht mit Ihnen geredet?«

»Nein, das war nicht möglich.«

»Warum nahmen Sie es als eine Warnung hin?«

»Weil ich es einfach spürte. Man hat mir auf diese Art und Weise mitgeteilt, dass ich nicht weitermachen darf.«

»Mit Ihren Forschungen?«

»Genau. Ich sollte aufhören. Ich darf den Weg nicht gehen, aber ich habe mich nicht daran gehalten und die Suche nach dem besonderen Grab weiter ausgedehnt.«

»Haben Sie es gefunden?«

»Fast«, gab er flüsternd zu. »Ich habe dicht davor gestanden, das wusste ich. Aber den letzten Schritt habe ich nicht gewagt. Ich spürte, dass ich nicht weitermachen durfte. Es war etwas in der Nähe vorhanden, für das ich keine Erklärung fand. Eine fremde Kraft, die sich all die Jahrhunderte gehalten hat.«

»Und die auch gefährlich war.«

»Sicher.«

»Sind Sie dann nach London gefahren?«

Er schüttelte den Kopf. »Nicht deswegen. Ich wäre in Irland geblieben, aber meine Mutter bat mich, zu kommen. Sie wollte mit mir zusammen ihren sechzigsten Geburtstag feiern. Dazu ist es dann nicht mehr gekommen. Er wäre heute gewesen.« Tränen stiegen in seine Augen, er weinte wieder.

Ich schaute Bill an, der sich bisher zurückgehalten hatte, und mit den Schultern zuckte, als er meinen fragenden Blick bemerkte. »Tut mir leid, ich weiß auch nicht mehr. Aber ich dachte mir, dass es ein Fall für dich ... ähm ... für uns ist. Außerdem habe ich an Guywano und natürlich an Aibon gedacht.«

»Warum gerade daran?«

»Könnte das Grab nicht ein Weg nach Aibon sein?«

Der Name Aibon war bisher noch nicht gefallen. Wir durften ihn nicht außer acht lassen, denn Aibon war das Paradies der Druiden. Der guten als auch der schlechten. Es war ihr Himmel und ihre Hölle zugleich. Nur wenigen Menschen war es vergönnt, nach Aibon zu kommen, doch zu diesen wenigen Auserwählten gehörte ich.

»Warum sagst du nichts, John?«

»Weil ich ähnlich denke wie du.«

»Wäre es nicht besser, wenn wir Tony fragen?«

»Ein Versuch kann nicht schaden. Obwohl er uns nicht viel Neues sagen wird, denke ich mal.«

Hellmann hatte unser Gespräch gehört. Er putzte seine Nase, bevor er redete. »Es tut mir leid, aber der Gedanke an meine Mutter und daran, was man mit ihr gemacht hat, lässt mich nicht los. Sie sprachen über Aibon ... «

»Kennen Sie es?« fragte Bill.

»Ja und nein. Ich habe davon gehört. Man hat berichtet ... «

»Wer?«

»Es gab einige rätselhafte Aufzeichnungen, die mir in die Hände fielen. Warnungen, gemeißelt in Stein. Der Begriff kam einige Male vor, doch die meisten meiner Archäologie-Kollegen konnten nichts damit anfangen. Sie waren der Meinung, dass Schriftexperten sich daran gütlich tun sollten. Überhaupt gingen sie sehr vorsichtig mit den magischen Rituale der Druiden um. Einfach deshalb, weil sie ihnen suspekt waren. Sie kamen damit nicht zurecht, und möglicherweise fürchteten sie sich auch davor.«

»Aber Sie nicht?«

»Nein, John, ich nicht. Ich wollte ja mehr wissen und dabei tief hinein in die Geheimnisse dieses Volkes graben. Wenn ich allerdings ehrlich bin, dann stehe ich erst am Beginn. Den großen Schritt habe ich noch nicht machen können. Das letzte Geheimnis ist mir versperrt geblieben und meine Gegner haben alles getan, dass dies auch so bleibt.«

»Wer sind Ihre Gegner?« fragte ich.

Tony Hellman hob die Schultern. »Das weiß ich nicht.«

»Die Kollegen vielleicht?«

»Um Himmels willen, nur das nicht. Sie halten mich zwar für einen Spinner und belächeln mich, wenn ich die Sprache auf die Druiden-Magie bringe, aber sie würden nicht so weit gehen und mir Böses antun. Sie haben sich auch nie direkt bei mir beschwert, sondern mehr bei meiner Freundin Cella Lintock.«

»Die ist bei Ihnen?«

»Cella hilft mir.«

»Ist sie auch Archäologin?«

»Das nicht. Sie hat ihr Studium der Geologie beendet und jobbt für einige Monate an meiner Seite. Erst im nächsten Jahr kann sie eine Stelle antreten. Sie ist allerdings sehr an meinem Beruf interessiert.«

»Weiß sie schon Bescheid, was mit Ihrer Mutter passiert ist?«

»Nein, ich habe sie noch nicht im Camp angerufen. Ich weiß auch nicht, ob ich es ihr so direkt sagen soll. Ich schrecke noch davor zurück, wenn ich ehrlich bin.«

»Macht sie im Camp weiter, und haben Sie keine Angst um sie?«

»Ja, John, ich habe Angst. Deshalb will ich auch so rasch wie möglich wieder zurück. Im großen und ganzen wissen Sie jetzt alles. Wie Sie darauf reagieren, ist Ihre Sache. Ich kann und will Ihnen keine Vorschriften machen.«

Diesmal sprach Bill. »Es ist klar, dass wir Sie nicht allein zurück nach Irland fahren lassen, Tony. Oder, John?«

»Genau.«

»Dann können wir bald los? Ohne, dass ich hier von Ihren Kollegen aufgehalten und lange verhört werde, John?«

»So ist es.«

Für eine Weile wusste er nicht, was er sagen sollte. Schließlich entspannten sich seine Gesichtszüge.

»Ich hatte eigentlich vor, morgen wieder zu fliegen ... «

»Kein Problem für uns«, sagte Bill.

»Toll, danke. Aber wissen Sie schon, was Sie dort machen wollen und wie es weitergeht?«

»Nein. Wichtig ist, dass wir das Camp besichtigen und dass unsere wahre Identität geheim bleibt. Ich rede doch da in deinem Sinne, John?«

»Völlig. Wir müssen verdeckt recherchieren, und ich will auch mehr über den Mann im Sarg und dessen rätselhafte Begleiter erfahren. Meiner Ansicht nach liegt dort die Lösung.«

Tony Hellman stand auf. Er bewegte sich steif. »Ja, das kann durchaus sein. Ich jedenfalls habe eine starke Angst gespürt, als ich dem Grab zu nahe kam. Stellen Sie sich vor, Ihren Angehörigen passiert das gleiche wie meiner Mutter ... «

»Das ist ein Risiko«, gab ich zu und schaute dabei Bill Conolly an, weil ich an seine Frau und seinen Sohn dachte.

Bill winkte jedoch ab. »Noch haben wir nichts getan, und vielleicht ist uns ein Erfolg gegönnt. Ich werde auf jeden Fall mitkommen. Schließlich habe ich die Sache hier angeleiert.«

Dem konnte ich nicht widersprechen. Außerdem war Bill Conolly erwachsen. Er wusste selbst, was er zu tun hatte. Er wollte sich auch um die Flüge kümmern, mich aber interessierte, wohin wir denn genau mussten. Die Antwort bekam ich von Tony Hellman. »Die Ausgrabungsstelle liegt im Norden der Insel, aber noch in der Republik Irland. Der Ort heißt Emain Macha.«

Den kannte ich nicht, auch Bill zuckte die Achseln. Das waren Dinge, die sich vor Ort klären ließen. Tony Hellman wollte wissen, was mit seiner Mutter geschah.

»Darum werde ich mich jetzt kümmern. Kollegen von mir werden die Tote abholen.«  
»Und ... und ... dann?« Er war plötzlich sehr aufgeregt.

»Wird alles seinen normalen Gang gehen. Ihre Mutter wird zu Scotland Yard in die Pathologie gebracht werden. Sie jedenfalls brauchen nichts zu befürchten.«

»Danke, das ist gut. Ich hatte Angst, dass ich hier festgehalten werde.« Er kam auf mich zu und starrte mich an. »Ich muss einfach hier weg, John. Es drängt mich danach, nach Irland zu kommen. Das ist wie ein Motor, der in mir läuft.«

»Gibt es dafür einen besonderen Grund?«

»Die Angst. Nicht die Angst um mich. Mir geht es einzig und allein um Cella.«

»Sie fürchten um ihr Leben?«

»Es stimmt, John.« Er war etwas unsicher. »Ich weiß auch nicht, wie ich es Ihnen erklären soll. Aber Cella ist eine starke junge Frau. Sie ist neugierig auf das Leben und auch auf meinen Beruf. Ich habe sie ja eingeweiht. Jetzt befürchte ich, dass sie dort weitermacht, wo ich aufgehört habe.«

»Sie haben Angst um ihr Leben?«

»Auch das. Manchmal kann man zu mutig sein, und Cella gehört nun leider zu dem Typ.«

Bill Conolly hatte den Raum verlassen. Ich hörte, wie er telefonierte. Das erinnerte mich daran, dass auch ich den Kollegen Bescheid geben musste, damit sie die Tote abholten. Während ich die Nummer wählte, wandte ich mich an Tony Hellman und bat ihn, schon einige Sachen zu packen.

»Das brauche ich nicht. Es steht alles bereit.«

»Um so besser.« Auf die Reise nach Irland war ich gespannt. Aber ich spürte auch den Druck im Magen, und der würde so leicht nicht verschwinden.

Noch heute lebten die Iren von ihrer keltischen Vergangenheit. Wie auch die Franzosen, denn die Gallier waren ja auch Kelten und durch Asterix weltweit bekannt geworden.

So spaßig würde es bei uns nicht zugehen, darauf hätte ich ein Vermögen gewettet...



Die Dunkelheit hatte sich allmählich herangeschlichen. Sie war wie grauer Samt, der sich über das Land legte, ohne auch nur das kleinste Geräusch zu verursachen.

Gegen Abend wurden die Ausgrabungen beendet. Dann zogen sich die Fachleute und ihre Helfer zurück in die Zelte oder in die Wohnmobile, die in kühleren Nächten Schutz gaben.

Cella Lintock saß seit dem späten Nachmittag in ihrem Wohnmobil, das eigentlich ihrem Freund Tony gehörte. Er war nach London geflogen, um den Geburtstag seiner Mutter zu feiern und hatte Cella für einige Tage allein gelassen.

Sie war jetzt ohne Begleitung, doch sie fühlte sich nicht allein. Es gab einfach zu vieles zu tun. Nicht unbedingt bei den Ausgrabungsstätten, dort sah man sie nicht gern, weil sie nicht zu den ‚Fachleuten‘ gehörte, aber der Wagen war auch mit einer Truhe beladen worden, in dem die Bücher und Aufzeichnungen über das Volk der Kelten lagen, mit denen sich Tony beschäftigte.

Ihre Inhalte waren sehr interessant. Cella hatte sich in manches Buch vertieft, sie hatte viel über die Kelten erfahren, und manches war nicht eben angenehm gewesen. Sie hatte eigentlich nie gewusst, wie grausam dieses Volk gewesen war, wenn es um ihre Mystik, den Götterglauben und um das Aburteilen oder Bestrafen ging. So waren die Kelten durchaus Kannibalen gewesen, obwohl sie andererseits ein funktionierendes Staatswesen besessen und auch interessante Siedlungen geschaffen hatten. Aus Lehm, Gras und Holz gebaute Häuser, die durch Palisadenzäune geschützt wurden, mit einem Tor versehen waren, auf dessen Stangen man Menschenschädel aufgespießt hatte.

Das alles hatten die Wissenschaftler zwar noch nicht vollständig ausgegraben, aber sie hatten es immerhin soweit geschafft, ein naturgetreues Modell nachzubauen. Es bildete praktisch den Mittelpunkt des Camps und wurde von einem großen Zelt geschützt. Das alles war okay, das sollte auch so sein, doch Cella interessierte sich für etwas anderes.

Es war die Kultstätte der Kelten, ein Heiligtum, datiert aus dem zweiten Jahrhundert vor Christi. Gerade sie waren wichtig, in ihnen steckte ein Geheimnis, und sie durften auch nur von bestimmten Menschen betreten werden. Männer, die über die Götterkunde, die Magie und die Mystik Bescheid wussten, Druiden eben, und sie waren es auch, die andere Menschen, meist Feinde, in der Kultstätte erschlugen und sie einfach in ein tiefes Loch inmitten des Tempels warfen.

Tony hatte es geschafft, eines dieser Heiligtümer zu rekonstruieren, und zwar das, das auf diesem Feld lag. Er hatte es nicht gebaut, sondern aufgezeichnet, und Cella saß schon seit Stunden brütend über der Zeichnung. Sie versuchte herauszufinden, warum Tony Hellman einen so starken Respekt vor der Kultstätte besaß, die teilweise noch im Boden verborgen war. Einen genauen Grund fand sie auch nicht durch das lange Anstarren der Zeichnungen heraus.

Andererseits war Tony besser als sie. Er war der Fachmann. Er hatte die große Ahnung. Er wusste sehr gut Bescheid, was zu damaligen Zeiten geschehen war, und er hatte ihr auch etwas gesagt, vor dem er sich fürchtete.

»Es gibt einen Weg in die Vergangenheit ... «

Diese Aussage hatte Cella Lintock etwas aus dem Gleichgewicht gebracht. Sie wusste nicht, was sie davon halten sollte, aber sie hatte schließlich nachgefragt und nur ein heftiges Kopfschütteln geerntet. Sowie ein »Vergiss es!«

Cella hatte es nicht vergessen. Das war ihr gar nicht möglich. Immer wieder grübelte sie darüber nach, was ihr Freund damit gemeint haben könnte. Sie war Geologin, kam von der Naturwissenschaft her. Hatte sich stark mit ihr angefreundet. Sah gewisse Dinge immer wieder logisch und hatte auch zumeist recht.

Doch durch Tonys Worte war sie ins Grübeln gekommen. Cella konnte sich einfach keinen Weg in die Vergangenheit vorstellen, abgesehen von dem, der in den Geschichtsbüchern stand und wo vieles recherchiert worden war. Aber sonst ... ?

Trotzdem hatte Tony es steif und fest behauptet. Er war nicht davon abgewichen. Er wüsste auch, wo er anfangen musste, hatte er gesagt.

Nicht dort, wo seine Kollegen gruben, für ihn war die alte Kultstätte wichtig. Da musste es einen Weg geben, um der Vergangenheit näher zu kommen.

Cella hatte keine Fragen mehr gestellt und die Dinge auf sich beruhen lassen, obwohl sie Tonys Veränderung bemerkte. Er war nervöser geworden. Er schlief schlechter und war in den Nächten öfter schreiend hochgeschreckt, wie von schlimmen Alpträumen gequält. Auf Cellas Fragen hin hatte er gar nicht oder nur ausweichend geantwortet, aber er war überzeugt, dass gewisse Dinge angeschnitten worden waren und sich nun schwerer aufzuhalten ließen.

Die Chemie zwischen ihnen war etwas abgekühlt und hatte auch nicht mehr ins reine gebracht werden können, denn Tony Hellman war zu seiner Mutter hin abgereist.

Diese Tatsache hatte Cella keineswegs beruhigen können. Sie war auch weiterhin neugierig, und die alte Kultstätte ging ihr nicht aus dem Kopf. Es wurde immer schlimmer. Sie fühlte sich von ihr angezogen. Der Drang, ihr einen Besuch abzustatten, nahm zu, und sie wusste an diesem Abend, dass sie hingehen musste. Daran gab es nichts zu rütteln. Wenn sie es nicht versuchte, würde sie keinen Schlaf finden können und eine unruhige Nacht verbringen.

Jetzt war es fast dunkel. Cella erhob sich von ihrem Stuhl und strich den hellgrauen Pullover glatt. Am Abend wurde es bereits kühl, da tat ein Pullover gut.

Sie trank den letzten Rest Tee aus der Tasse, öffnete die Beifahrertür des Wohnmobil und schaute hinaus. Ja, die Luft war so weich und samtig. Der Geruch von Staub und Gras vermischte sich. Sie kannte und liebte ihn. Für sie roch es nach Vergangenheit und Gegenwart zugleich.

Das Grabungsfeld war abgesteckt und auch umzäunt worden. Niemand sollte in der Nacht in den Krater hineinfallen. An zahlreichen Stellen brannten Lichter, so dass die rechteckige Form deutlich markiert wurde. Die Lampen gaben ein gelbliches Licht ab, vergleichbar mit blakenden Fackeln, die ihre Grüße in die Nacht schickten.

Dort, wo die Kultstätte noch nicht ganz frei lag, war kein Licht zu sehen. Sie schien sich im Dunkel der Vergangenheit versteckt zu halten und scheute das Tageslicht.

Der Blick nach links fiel auf das große Arbeitszelt. Darin brannte die Beleuchtung. Da saßen Tonys Kollegen über den Fundstücken zusammen, diskutierten, sammelten und besprachen die Arbeit des nächsten Tages. Es war wie immer.

Weitere Wohnmobile gerieten ebenfalls in ihr Blickfeld. Sie waren so aufgestellt, dass sie sich dem Hang entgegendsückten, der ein Teil der Hügelkette war, die das kleine Tal an der Ostseite bewachte. Nach Westen hin war der Weg offen und führte in eine weite, leere, mit wenigen Straßen bedeckte Ebene. Dafür gab es Natur pur, und das liebten auch die vielen Urlauber an der Grünen Insel.

Hinter den kleinen Fenstern der Wohnmobile schimmerte Licht. Es wurde auch gekocht, und der Geruch von gebratenem Fleisch breitete sich aus. Beinahe so etwas wie eine Lagerfeuerromantik.

Cella konnte einen Blick in den Außenspiegel werfen. Sie sah darin eine siebenundzwanzigjährige Frau mit sehr kurzem Haarschnitt, einem etwas länglichen Gesicht mit Sommersprossen und hellen Brauen. Ihre Augen waren klar wie das irische Wasser und fast so hell. Cella war keine Schönheit, aber eine patente junge Frau, mit der man Pferde stehlen konnte. Außerdem hatte sie eine gute Figur. Man sah ihr an, dass sie viel Sport getrieben hatte.

Cella wollte die Tür wieder schließen, als sie Schritte hörte, die sich ihrem Wagen näherten. Sie schaute nach rechts und sah einen Mann durch den Lichtschein gehen. Er hatte seine Jacke über die Schulter gehängt und wirkte wie jemand, der vor oder nach dem Essen noch einen Spaziergang unternehmen wollte.

Er hatte Cella gesehen, ging jetzt schneller und blieb dicht vor ihr stehen.

Cella ärgerte sich darüber, die Tür nicht geschlossen zu haben, denn sie mochte den Kerl nicht. Benny Flint gehörte zu der Sorte, die Frauen mit den Blicken auszogen und sich dabei für unwiderstehlich hielten.

Locke baute er sich vor Cella auf. Einer, der immer braungebrannt war und der auch ins Fitness-Studio ging, um sich und seinen Körper in Form zu halten. Von Beruf war er Tiefbau-Ingenieur und verantwortlich für die Statik bei den Ausgrabungen.

»Hi, schöne Frau, so allein ... ?«

»Ja, und das will ich auch bleiben.«

»Es könnte sich ändern.«

»Aber nicht mit dir, Benny.«

Er gab nicht auf und lachte. »Du kennst meine Qualitäten noch nicht, Cella.«  
»Irrtum, ich weiß, dass du einen guten Job machst, und deshalb sind wir wohl alle hier.«  
»Diese Qualitäten meine ich doch nicht.«

Sie holte Luft. »Und deine anderen interessieren mich nicht. Auch als Milliardär hättest du bei mir keine Chancen. Das ist so, und das bleibt auch so.«

»Aber Tony ist nicht da. Immer noch nicht. Er scheint dich gar nicht zu vermissen.«  
»Er wird morgen wieder bei mir sein. Und jetzt zisch ab, sonst wird mir übel.«  
Er winkte lässig. »Vielleicht mal bis später.«

Sie schickte ihm einen nicht ladylichen Fluch nach, hörte noch sein Lachen als Antwort, da hatte er sich schon getrollt. Wahrscheinlich würde er in den nächsten Ort fahren und dort versuchen, eine Frau aufzubreßen. Das war bei den Einheimischen nicht eben leicht, denn da passten schon andere auf.

Wenn Benny seine Chancen dahinfließen sah, ließ er es auch fließen. Bier und Whisky. Er würde erst am Nachmittag des nächsten Tages zurückkehren. Dagegen half auch keine Abmahnung.

Cella Lintock zog die Tür wieder zu. Sie wollte noch etwas warten, bevor sie den Wagen verließ. Es war nicht unbedingt erfreulich, Benny noch einmal zu begegnen. Auf eine körperliche Auseinandersetzung mit ihm war sie nicht eben scharf.

Fünf Minuten wartete Cella ab und merkte, wie lang eine derartige Spanne werden konnte. Es lag auch an ihrer Nervosität. Es drängte sie zur Kultstätte hin, obwohl Tony sie immer davor gewarnt hatte. Aber er hätte ihr auch den Grund sagen können, und das hatte er nicht getan. Deshalb war ihre Neugierde noch mehr angestachelt worden. Zudem gehörte sie nicht zu den Menschen, die sich vor der Dunkelheit fürchteten. Da mussten schon andere Dinge passieren.

Mit Pullover und Jeans war es ihr noch zu kalt. Deshalb zog sie die Jacke über, die sogar innen ausgepolstert war. Zusätzlich nahm sie eine lichtstarke Taschenlampe mit, um eine Orientierungshilfe zu haben, denn dort, wo sie hinwollte, war es ziemlich düster.

Dann verließ sie den Wagen und schloss ab. Im Schatten der Außenwand blieb sie stehen. Aus einer anderen Unterkunft drang leise Musik. Irgendwo lief auch eine Glotze, weil bläulicher Schein aus dem Fenster fiel, und unter dem Zeltdach wurde noch immer gearbeitet. Das große Zelt sah aus wie der untere Teil einer Pagode, bei deren Bau man sich auf ein Dach beschränkt hatte.

Manchmal, wenn sich der eine oder andere Kollege im Zelt bewegte und dabei durch das Licht ging, produzierte er einen so großen Schatten, dass dieser unter den Seitenwänden her nach außen drang und dort hin- und herzuckte.

Sie steckte die Taschenlampe in die rechte Außentasche und ging um das Wohnmobil herum. Es war zwar nicht der kürzeste Weg, aber der sicherste. Direkt weg von den Behausungen, hinein in die Dunkelheit, da brauchte sie keine Angst zu haben, dass ihr jemand begegnete.

Cella Lintock war nicht die einzige Frau im Camp. Noch zwei andere gehörten zur Gruppe. Kolleginnen ihres Freundes. Sie allerdings waren für einen Typen wie Benny Flint zu alt. Er hatte sie mal als Mumien bezeichnet, die man zuerst ausgegraben und dann wieder zum Leben erweckt hatte. Klar, dass nicht alle darüber hatten lachen können.

Es gab keine Straßen, keine Wege und nicht einmal Pfade, die zum Abhang führten. Der Weg war steinig, teils mit unterschiedlich hohen Gräsern bewachsen, und Waldstücke waren auch nicht vorhanden. Hätten nicht die manchmal menschenhohe Steine herumgelegen, wäre überhaupt keine Deckung mehr vorhanden gewesen. So konnte sich Cella recht häufig im Schutz dieser Steine halten.

Schnell konnte sie nicht gehen. Zwar kannte sie die Strecke bei Tageslicht, aber nachts war doch alles anders, auch wenn die Dinge im Prinzip gleich geblieben waren.

Die Lampe ließ sie noch ausgeschaltet. Cella schaute nach vorn, wo sie einen dunklen Berg sah. In der Nacht sah er noch düsterer aus. Es war dieser Abhang, der sich über die Kultstätten gelegt hatte. Über zweitausend Jahre waren vergangen, und was war in dieser Zeit alles passiert! Welche Rück- und Fortschritte hatte es gegeben! Dennoch waren die Menschen im Prinzip gleich geblieben.

Cella hatte keine Ahnung, wie groß die Kultstätte war, die sich unter ihr ausbreitete. Möglicherweise hatte sie den Ort schon erreicht und ging jetzt darüber hinweg, wo Menschen damals andere brutal erschlagen hatten.

Wer eine Keltensiedlung fand, der stieß auch immer wieder auf zahlreiche in Massengräbern liegende Gebeine. Oft am Rand der Palisaden vergraben wie Aussätzige.

Es gab auch andere Gräber. Darin lagen die Aristokraten unter den Kelten. Die Wissenden und Wiesen, die Druiden und Mächtigen, versehen mit edlen Grabbeigaben wie gewaltigen, mit Wein gefüllten Tongefäß, mit Kanapees und anderen Möbeln, die sogar Intarsien aus kostbarem Elfenbein aufwiesen.

Das alles hatte man gefunden. Und auch nur der Fachpresse bekannt gegeben. Schließlich sollten keine Grabräuber angelockt werden.

Es war still geworden, sehr still. Zar war es im Camp auch nicht unbedingt laut, aber die eine oder andere Stimme sowie irgendwelche Musikstücke waren schon zu hören. Nicht hier. In dieser Umgebung verschmolz der Mensch mit der Natur.

Auch der Wind, der oftmals über die flache Ebene hinwegbrauste, war an diesem Abend nicht zu spüren. Cella Lintock wunderte sich über die Stille. Die Natur schien den Atem angehalten zu haben, wie bei einem großen Ereignis, das dicht bevorstand.

Cella holte die Lampe aus der Tasche und schaltete sie ein. Ein breiter, heller und kalt wirkender Strahl durchschnitt die Dunkelheit und setzte seinen Kreis auf ein bestimmtes Ziel fest. Es war die Wand, die Böschung, wie auch immer. Dort lag das Ziel.

Sie ging jetzt in dieses Gebiet, das anders war als das übrige, auch wenn es nicht so aussah. Ihr Freund Tony hatte sich darum gekümmert. Die groben Arbeiten waren von Helfern erledigt worden. Man hatte einen Teil des Hügels abgetragen und in die Böschung hinein wie von einer Riesenhand eine große Mulde geschaffen. Stempel stützen die Decke ab, damit kein Erdreich und auch in ihm steckende Steine oder Felsstücke nach unten fallen konnten.

Cella hatte ihrem Freund dabei geholfen. Noch jetzt erinnerte sie sich daran, wie fasziniert er von diesen Grabungen gewesen war. Er hatte schon zuvor davon gesprochen, einen alten Tempel zu entdecken, der nicht einmal zu tief im Erdreich verborgen lag, und er hatte sich nicht geirrt. Unter dem Hang verborgen hatte er einen Teil dieser Grabstätte freigelegt. Cella wusste durch ihren Freund, dass die Kultstätten der Kelten sehr groß gewesen waren. Diese hier machte sicherlich keine Ausnahme. Tony ging davon aus, dass sie sehr tief in den Hügel hineinreichte. Da kam man leicht auf hundert Meter.

Durch schweres Räumgerät war viel Erdreich abgetragen und weggeschafft worden. Es war nur der Anfang gewesen. Um die gesamte Kultstätte freizulegen, hätten die Greifer des Baggers viel tiefer in das Erdreich hineinwühlen müssen.

Cella Lintock befand sich am Rand des Camps. Die Zelte lagen längst hinter ihr. Um die Kultstätte kümmerte sich nur ihr Freund. Und sie natürlich. Die Kollegen hatten andere Aufgaben. Sie waren auch zu sehr Wissenschaftler, um sich um die Mystik und die Rätsel eines Volkes zu sorgen. So etwas lief nur am Rande mit, wenn überhaupt. Für diese Leute war es wichtig, die Lebensgewohnheiten der Kelten zu studieren. Sie kümmerten sich nicht um das Druidentum oder um das Sterben sowie die Opferrituale der Kelten, die immer eine panische Angst vor Wiedergängern hatten und ihre Toten deshalb verstümmelten oder sogar zu Kannibalen wurden.

Immer wenn Cella Lintock daran dachte, begann sie zu frieren. Auch jetzt wurde ihr kalt, aber das konnte auch daran liegen, dass sie eine andere Zone betreten hatte. Es war für sie eine geschlossene Welt, obgleich sie nicht verschlossen war. Sie spürte allerdings das andere. Es war fremd. Es herrschte hier. Erklären konnte sie es nicht. Cella musste es hinnehmen und sich damit abfinden, aber wohl war ihr dabei nicht.

Auch kamen ihr die Warnungen ihres Freundes in den Sinn. In einer schwachen Stunde hatte er ihr erklärt, dass es gefährlich sein konnte, sich einem bestimmten Punkt zu nähern. Wo sich dieser Punkt befand, wusste sie nicht, das hätte ihr auch Tony nicht sagen können. Er hatte nur von einer unsichtbaren Grenze gesprochen, und die schien sie überschritten zu haben, sonst hätte sie nicht dieses seltsame Gefühl gehabt.

Nein, die Luft war nicht mit Elektrizität geladen, auch wenn Cella den Eindruck hatte. Es war etwas anderes, das sie störte. Energien, die sich vor ihr aufhielten, obwohl es dort dunkel war. Irgendwo dort befand sich auch das Ende der Höhle.

Sie nahm die Hand vom Glas der Lampe weg. Das helle Licht floss nun ungehindert durch die Umgebung. Es war wie ein kalter Streifen. Wie ein langes Stück Eis, das sich seinen Weg suchte und die Stempel, die dunklen Wände und den Boden streifte.

Einiges war schon zu sehen. Die oberen Reste eines alten Palisadenzaunes lugten aus dem Boden hervor. Das Holz hatte sich sogar noch gehalten. Es waren auch die Enden von mit Waffen und Schilden behängten Pfählen ausgegraben worden, und ihr Freund hatte jeden Fundort mit einer Zahl markiert.

Cella selbst hatte die Zeichen gemalt. Der eigentliche Tempel musste vor ihr liegen. Wobei sich selbst die Experten nicht sicher waren, ob sie nur eine Opferstätte finden würden oder ein altes Grab, das für einen Mächtigen angelegt worden war. Das konnte ebenso ein König gewesen sein wie ein hoher Staatsdiener oder auch ein Druide. Ein Körper war nicht gefunden worden.

Es war so still um sie herum. Cella war allein. Dennoch kam es ihr nicht so vor. Da war etwas in der Nähe, das sie belauerte, von ihr aber nicht wahrgenommen wurde.

Sie leuchtete in die Höhe. Über ihr befand sich das dunkle Dach. Die Schaufel des Baggers hatte dort ihre Spuren hinterlassen. Weiter durften sie nicht in das Erdreich eindringen, sie hätten zu leicht etwas zerstören können.

Aber Cella ging weiter. Obwohl es vielleicht besser gewesen wäre, den Rückweg anzutreten.

Der Wind fuhr außen an der Höhle vorbei. Hier war es stickig und ziemlich warm. Der alte Geruch vergangener Zeiten schien sich zwischen den Wänden eingenistet zu haben. Es war nichts zu hören, abgesehen von den Geräuschen, die sie verursachte. Cella schwenkte den rechten Arm und ließ den Strahl der Taschenlampe kreisen.

Über den Boden huschte er hinweg, danach glitt er an den Wänden entlang, zeichnete seinen Weg auch an der Decke entlang und tastete sich über den hinteren Teil der Höhle hinweg. Dort befand sich das Ende. Zumindest glaubte Cella das. Ihr Gefühl sagte ihr, dass dem nicht so war. Es gab noch etwas hinter dem Ende, und das wiederum lauerte auf sie.

Tony hatte sie vor dieser Höhle gewarnt. Das war jetzt vergessen. Ein wahnsinniger Forscherdrang erfüllte sie. Cella war überzeugt, dass es etwas gab. Es wartete nur darauf, von ihr entdeckt zu werden.

Wieder einen Schritt nach vorn gehen. Vielleicht die Grenze erreichen, überschreiten. Durch ihren Kopf floss in diesem Augenblick so viel, und es dauerte nicht einmal lange, bis ihr klar wurde, dass es ungewöhnliche Gedanken waren. Sie selbst hatte sie nicht einmal ausgesandt. Da war ihr etwas anderes dazwischengekommen. Etwas Fremdes ...

Cella Lintock blieb auf der Stelle stehen wie jemand, der genau weiß, dass da sein Platz ist. Sie wartete.

Sekunden verstrichen.

Cella rührte sich nicht. Sie stand unter dem Einfluss einer anderen Kraft und folgte nur deren Befehle. Sehr genau wusste sie, dass jede Bewegung, die sie vollführte, zuviel sein konnte.

Schauen ... lauern ... die Luft einatmen, die anders geworden war. So alt und verbraucht. Trotzdem auf eine besondere Art und Weise frisch.

Sie zitterte nur innerlich. Nach außen hin blieb sie sehr ruhig. Ihr Blick war nach vorn gerichtet, denn sie erinnerte sich daran, dass Tony ihr mal erzählt hatte, dass er ungern weitergraben würde, weil er sich vor dem Ende der Höhle fürchtete.

Früher hatte Cella darüber lachen können, jetzt nicht mehr, denn auch sie merkte, wie die Furcht allmählich in ihr hochstieg und Besitz von ihr nahm, obwohl sie nichts sah.

Aber waren da nicht Stimmen? Cella glaubte, ein geheimnisvolles Wispern zu hören. Sie hob den Kopf an, um zur Decke zu schauen, aber dort bewegte sich nichts. Wie auch in der übrigen Umgebung.

Bis sich vor ihr etwas tat!

Da war die Wand, und da war sie auch noch immer. Aber längst nicht mehr so dunkel, denn plötzlich war sie in ein geheimnisvolles grüngelbes Licht getaucht, wobei das Grün stärker war.

Cella wusste nicht einmal zu sagen, ob die normale Wand noch vorhanden war. Sie konnte auch zurückgetreten sein, um der anderen Welt Platz zu schaffen, die seit Jahrtausenden vergessen war und nun hervorgeholt wurde.

Ein Tor entstand. Oder war schon entstanden. Cella war durcheinander und fasziniert zugleich. Sie kam sich verloren vor, aber sie schaffte es nicht, ihren Blick wegzudrehen, weil sie von dem neuen Blick und der anderen Aussicht so sehr fasziniert war.

So etwas hatte sie noch nicht erlebt und nicht einmal zu träumen gewagt. Sie war auch davon überzeugt, keinem Streich aufgesessen zu sein. Was sie sah, war echt. Ihr wurde tatsächlich ein Blick in die Vergangenheit gewährt. Eben in die Zeit der alten Kelten hinein. Noch war alles zu verschwommen. Erst allmählich trat es näher und deutlicher hervor. Es schien aus dem Hintergrund nach vorn gerückt zu werden, und Cella hielt den Atem an.

Sie dachte nicht mehr an ihren Freund, der sich bestimmt gefreut hätte, das alles zu sehen. Jetzt war einzig und allein wichtig, was sie sah.

Allmählich kristallisierte sich ein Bild hervor. Eine Szene, die zur Vergangenheit gehörte und Cella einfach für sich einnahm. Sie wusste nicht mehr, ob sie noch außen vor stand oder bereits dazugehörte. Es war sinnlos, die Lampe noch länger festzuhalten. Sie fiel zu Boden und brannte dort weiter, während Cella mit hängenden Armen dastand und nur auf das Bild schauen konnte.

Durch das grünliche Licht hatte sie den Eindruck, in ein grünes Gewölbe zu schauen. Oder in eine Grabkammer, denn sie war nicht unbedingt groß. Aber es gab dort einen Mittelpunkt. Cella sah ihn - und wollte es kaum glauben.

Ihr Blick fiel auf einen gläsernen Sarg!



Lange Augenblicke. Momente, in denen sie sich nicht mehr als Mensch fühlte, sondern nur noch als Ding, das in den Kreislauf einer fremden Kraft geraten war.

Sie konnte es kaum verkraften. Zuviel Neues war auf sie eingestürmt. Cella spürte auch den Schwindel, der sie erfasste. Im Kopf lastete ein starker Druck, hinter den Schläfen hämmerte es, aber sie blieb stehen und floh nicht.

Der Sarg war einfach zu interessant. Cella wunderte sich darüber, dass sie trotz allem noch klar denken konnte, denn ihr fiel die Geschichte von Schneewittchen ein, die ebenfalls in einem gläsernen Sarg gelegen hatte. Das war ein Märchen, und sie erlebte hier die Wahrheit, auch wenn sie ihr wie ein Märchen vorkam.

Hatte ihr Freund das hier gesehen? Hatte er deswegen nicht gewollt, dass sie die Höhle betrat? Cella dachte nicht darüber nach und konzentrierte sich auf den gläsernen Sarg. Es war einfach nur eine rechteckige Kiste und wies keine Ähnlichkeit mit einem normalen Sarg auf. Aber er war nicht leer. Darin lag eine Gestalt. Genau deshalb war sie auch sicher, auf und in einen Sarg zu schauen und nicht auf eine Kiste.

Die Gestalt konnte sie nicht erkennen. Sie musste schon näher herangehen. Es kostete sie nicht einmal große Überwindung. Schon nach dem ersten Schritt fühlte sie sich wie angehoben, so leicht glitt sie über den Boden hinweg. Auch stand der Sarg mit ihr nicht auf einer Höhe, sondern leicht erhoben. Wie auf einem Podium.

Cella war fasziniert. Je näher sie kam, um so besser konnte sie sehen und erkennen. Es interessierte sie die Gestalt, die im Sarg lag. Sie lag zwar auf dem Boden, aber der Oberkörper war angehoben, weil er von einer Stütze abgestemmt wurde. Ihrer Meinung nach lag auch kein Mensch innerhalb dieser gläsernen Totenkiste. Auch kein Skelett, dafür eine recht helle Gestalt, die sogar noch ihre Kleidung trug.

Es war ein Gewand, das vom Kopf bis zu den Füßen reichte. Das heißt, am Kinn hörte es auf, so dass der Kopf selbst frei lag. Und der interessierte Cella besonders. Sie ging noch näher, bückte sich und konzentrierte sich einzig und allein auf den Kopf.

Nein, das war kein menschliches Gesicht. Auf keinen Fall. So sah niemand aus, der auf zwei Beinen auf der Erde herumlief. Diese Gestalt, die wie versteinert wirkte, besaß das Aussehen eines Monsters oder beinahe das eines prähistorischen Astronauten, über die bestimmte Autoren immer wieder in ihren Büchern berichteten.

Er konnte durchaus einen Helm auf dem Kopf haben, der mehr aussah wie eine große Muschel, die nach vorn bis zur Stirn gezogen war. Sie lag frei und das übrige Gesicht ebenfalls.

### Gesicht?

Ein Gesicht stellte sich Cella Lintock anders vor. Nein, das war es nicht. Und wenn, dann gehörte es nicht zu einem Menschen. Augen traten weit hervor. Sie sahen aus wie bläuliche Kugeln. Im Vergleich dazu trat die Nase deutlich in den Hintergrund. Sie war verkrüppelt, eingefallen, vielleicht auch zerstört worden, wie auch ein Teil des Mundes, der nicht geschlossen war. Es gab keine Lippen, und aus dem Oberkiefer schauten die langen Zähne hervor wie die Ränder eines Zaunes. Die Hände der Gestalt berührten den Körper an der Seite, und nichts an ihr bewegte sich.

Die Gestalt war tot. Aber Cella konnte sich auch vorstellen, dass dieser Tote plötzlich aufstand, den Deckel hochdrückte und den Sarg verließ. Vielleicht schlief er nur und wartete darauf, geweckt zu werden. Das wäre eine Gemeinsamkeit mit der Märchenfigur Schneewittchen gewesen.

Es war eine verkehrte Welt, das wusste Cella genau, aber sie musste diese Welt akzeptieren, das stand fest. Sie konnte nicht mehr einfach davonrennen und so tun, als wäre sie nicht vorhanden. Das wollte sie auch nicht, denn ihre Neugierde war zu groß.

Der Sarg mit seinem ungewöhnlichen Inhalt stand vor ihr, aber es gab auch noch etwas dahinter. Ob es eine Wand war, wusste sie nicht. Cella sah die Fläche einfach als Wand an, die ebenfalls grünlich bedeckt war.

Um den Sarg zu berühren, brauchte sie nicht mehr nach vorn zu gehen. Sie stand schon dicht vor ihm, und so bückte sie sich und streckte ihre rechte Hand aus. Mit den Fingerkuppen strich sie über die breite Seitenkante hinweg. Danach ließ sie die Hand auf dem Oberteil liegen, und Cella merkte, dass es recht warm war. Keine Kälte, wie sie vermutet hätte, weil er ja in der Erde begraben gelegen hatte. Handwarm, wie von einer fremden Kraft durchströmt.

Sie vergaß auch nicht, durch den Deckel in den Sarg zu schauen. So konnte sie die fremde Gestalt im Auge behalten und jede ihrer Reaktionen sofort registrieren.

Noch hatte sich nichts getan. Nicht die geringste Bewegung. Cella hätte das Wesen für tot halten können und müssen. Dass sie es nicht tat, wunderte sie. Sie brachte es einfach nicht fertig und verspürte sogar den Drang, den gläsernen Sarg zu öffnen, um dem ‚Toten‘ eine Chance zu geben, sein Gefängnis zu verlassen.

Etwas störte sie. Es war kein Geräusch und auch nicht sofort wahrzunehmen. Vor ihr, jenseits des Sargs hatte sie die Bewegung wahrgenommen. Dort befand sich nur die dunkelgrüne Wand, die möglicherweise einen weiteren Zugang verbarg. Sie hob den Kopf, und ihre Augen weiteten sich. Es war ungeheuerlich, was sie da zu sehen bekam. Cella merkte, dass sie zitterte. Vor ihr löste sich die Wand einfach auf. Oder wurde zurückgedrängt, wie auch immer.

Sie schuf Platz für drei Personen, die aus dem Hintergrund nach vorn stürmten. Ja, sie rannten, sie wurden größer. Sie verließen ihre seltsame Welt und stoppten erst dicht vor dem Sarg, so dass nur er die beiden Parteien trennte. Cella Lintock vergaß den Sarg und hatte nur Augen für die drei Gestalten.

Ein Mann, eine Frau und ein Junge, der auch ein Zwerg sein konnte. So deutlich war das für Cella nicht herauszufinden. Die drei Personen waren altertümlich gekleidet. Der Mann mit den dunklen Haaren trug einen roten Umhang, ein Hemd mit kurzen Ärmeln, enge Beinkleider und hohe Stiefel. Das Hemd reichte bis zu den Oberschenkeln, und um die Taille hatte der Mann einen breiten Gürtel geschlungen. Bewaffnet war er ebenfalls. Er hielt einen Stock mit goldenem Knauf in der Rechten.

Neben ihm stand die Frau. Sie drängte sich an ihn. Sie war eine blonde Schönheit. Das Kleid war ebenso rot wie der Umhang des Mannes. Im Gesicht der Frau zeichnete sich der Schrecken ab. Cella wusste nicht, ob sie oder der Sarg angestarrt wurden.

Dann gab es noch den Jungen oder den Zwerg, der trotz seiner kleinen Gestalt sehr erwachsen aussah. Er trug einen Kittel. Aus den Ärmellochern schauten die Hände der sehr kurzen Arme hervor. Sein Gesicht zeigte ebenfalls einen gewissen Schrecken, als wollte er zusammen mit den beiden anderen Cella warnen.

Sie konnte sich keinen Reim auf das Bild machen, aber sie sah, wie die drei nickten und dabei den gläsernen Sarg meinten. Der Zwerg deutete sogar mit der Hand dorthin, bevor er den Kopf schüttelte und die Hände vor sein Gesicht riss. Es war eine Geste der Angst, die Cella Lintock gleichzeitig warnen sollte.

Sie tat nichts. Konnte nichts tun. Die Szene hatte sie schlichtweg überwältigt. Seltsamerweise verspürte sie keine Angst. Sie war nur sehr neugierig geworden und hätte gern mit den drei Personen hinter dem Sarg Kontakt aufgenommen.

Sie wollte auch sprechen, nur fehlten ihr einfach die Worte. Nichts brachte sie hervor, abgesehen von einigen heftigen Atemstößen.

Die warnenden Blicke fing sie sehr wohl auf, und einen Moment später zogen sich die drei Personen wieder zurück. Auch jetzt hörte Cella kein Geräusch. Sie glitten nach hinten in ihre Welt hinein, und Cella ging einfach davon aus, dass es ihre Welt war, die eben nicht zu ihrer gehörte.

Die Wand schloss sich wieder, aber der gläserne Sarg und sein Inhalt blieben zurück, als wäre er ein Geschenk für Cella, die tief durchatmete, um ihrer Aufregung Herr zu werden. Sie stand zwar mit beiden Füßen auf dem Boden, spürte jedoch den Schwindel, der sie überkommen hatte, so dass sie um ihr Gleichgewicht kämpfte.

Nach einiger Zeit ging es ihr besser, und noch immer wartete sie vergeblich auf die Angst. Spannung ja, Neugierde auch, aber keine Furcht vor dem Neuen.

Sie wunderte sich über ihre Reaktion. Es war alles so fremd für sie, aber auf der anderen Seite mehr als interessant. Sie fühlte sich sogar zu diesem Wesen innerhalb des gläsernen Sargs hingezogen. Als sie sich zu ihm beugte, stellte sich Cella zugleich die Frage, ob in dieser gläsernen Kiste tatsächlich ein toter Kelte lag oder eine andere Gestalt. Entfernt wies sie Ähnlichkeit mit einer ägyptischen Mumie auf, doch in Ägypten waren die Kelten nie gewesen. Das jedenfalls behaupteten die Forschungen, obwohl man auf sie auch nicht immer voll setzen konnte.

War die Gestalt tatsächlich tot oder schlief sie nur? Cella war kaum in der Lage, ihre Neugierde zu zähmen, und sie legte beide Hände auf den Sargdeckel, um ihn in die Höhe zu ziehen. Er ließ sich nicht bewegen, so sehr sich Cella auch anstrengte. Sie schaute nach unten, um zu kontrollieren, was das Oberteil festhielt.

Es gab kein Unterteil. Der Sarg selbst sah einfach aus wie ein hoher Glasdeckel. Er hatte seinen Platz auf dem normalen Gestein gefunden. Wie festgebacken.

Das war ihr rätselhaft. Doch der Wunsch, mit dem Wesen Kontakt aufzunehmen, blieb. Sie fühlte sich von ihm angezogen. Das Fremde war da, um erforscht zu werden.

Plötzlich schnellte ihr Mund auf. Ein leiser Schrei drang daraus hervor. Sie hatte das Gefühl, einen leichten Schlag erhalten zu haben, aber das war nicht der Fall gewesen. Etwas anderes hatte sie zu der Reaktion veranlasst.

Die Person im Sarg hatte sich tatsächlich bewegt! Zwar befand sie sich noch immer in der gleichen Lage, aber der Kopf war nach rechts gerutscht. So konnte die Gestalt durch die Glasscheibe schauen und die dort stehende Person ansehen.

Cella hielt den Atem an. Was in den vergangenen Sekunden passiert war, wuchs ihr einfach über den Kopf. Dafür gab es keine Erklärung, und sie sah, wie sich der lippenlose Mund in die Breite zog, so dass auf dem ungewöhnlichen Gesicht so etwas wie ein Grinsen lag.

Totengrinsen ...

Dieser Vergleich fiel Cella ein. Sie wusste nicht, wer diese Gestalt im Sarg war, aber sie ahnte, dass es nicht die letzte Begegnung zwischen ihnen gewesen war. Sie würden sich noch einmal sehen, und dann gab es möglicherweise einen intensiveren Kontakt, wie auch mit den drei anderen Personen.

Für Cella war der Zeitpunkt gekommen, sich zurückzuziehen. Sie wollte nicht mehr bleiben, denn diese Welt war ihr einfach zu phantastisch und zu unbegreiflich.

Cella ging zurück. Je weiter sie sich entfernte, desto stärker verschwand, was sie gesehen hatte. Das lag nicht an ihr, sondern an den Verhältnissen. Es hatte für sie keinen Sinn, über eine genau Erklärung nachzudenken, sie nahm es einfach hin und gab ihrem Freund recht, der bei einem Gespräch einmal von einem Schnittpunkt der Zeiten gesprochen hatte, den es tatsächlich geben sollte, obwohl Cella es nicht hatte glauben können. Nun dachte sie anders darüber, denn das, was sie hier in der Höhle gesehen hatte, gehörte einfach nicht in die Gegenwart hinein. Das waren Bilder und Szenen aus der Vergangenheit. Nicht einmal statisch, sondern bewegend und damit auch lebend. Dies zu begreifen fiel ihr schwer.

Die Wand - oder was immer es auch sein mochte - hatte sich geschlossen.

Es war wieder dunkel geworden, aber nicht finster, denn einsam und verloren lag noch die Taschenlampe auf dem Boden und brannte dort weiter. Cella bückte sich und hob sie auf. Mit zitterigen Schritten ging sie bis zu einem der Stützpfeilen, um sich dagegen zu lehnen. Sie brauchte diese Stütze einfach, denn das Erlebte war zuviel gewesen.

Ihr Kopf fühlte sich schwer an. Unzählige Gedanken durchrasten sie, aber sie fand so leicht keinen Mittelpunkt. Cella kannte die Zusammenhänge nicht. Für sie stand nur fest, dass sie etwas Einmaliges entdeckt hatte, von dem ihr Freund möglicherweise träumte, weil er immer auf der Suche danach gewesen war.

Er hatte es nicht gefunden, das war Cella auch klar. Wäre es so gewesen, hätte er sich anders verhalten und ihr zumindest einen Tip gegeben. Das war nicht geschehen, also hatte Tony seine Aufgabe noch nicht gelöst. Und nur deshalb war er hier. Da er viel gelesen hatte, wusste er auch mehr, aber er hatte sein Wissen leider für sich behalten.

Allmählich gelang es ihr, wieder zurück in die Realität zu kehren. Sie stand in dieser Höhle, und wenn sie nach rechts schaute, fiel ihr Blick zum Ausgang hin und auch hinein in das Camp, in dem Lichter schimmerten, die ihr allerdings so weit entfernt vorkamen.

Ihre Gedanken drehten sich um die Gestalt im Sarg. Ein Fremder. Ein Toter, der trotzdem lebte. Und einer, der nicht nur von ihr, sondern auch von drei anderen Zeugen gesehen worden war, über deren Existenz sie sich außerdem noch den Kopf zerbrach.

Cella wusste schon jetzt, dass sie so leicht keinen Schlaf finden würde. Die Erlebnisse waren noch längst nicht verarbeitet und außerdem gravierend, dass sie immer wieder wie ein von vorn beginnender Film vor ihrem geistigen Auge ablaufen würden. Hier war erst ein Teil einer alten keltischen Kultstätte freigelegt worden. Schon jetzt stellte sich Cella Lintock die Frage, was sich dort wohl noch alles befand.

Zugleich kam ihr zu Bewußtsein, wie allein sie sich fühlte. Es wäre besser gewesen, Tony an ihrer Seite zu haben. Mit ihm hätte sie über alles reden können, aber ihr Freund hielt sich noch in London bei seiner Mutter auf. Er würde erst morgen eintreffen. Davor lagen noch sehr lange, dunkle Stunden.

Cella hatte das Gefühl, wie eine Schlafwandlerin zu gehen. Bei jedem zweiten Schritt schwang sie entweder nach links oder nach rechts, und der breite Lampenstrahl machte jede ihrer Bewegungen mit, so dass der Kreis über den Boden hinweghüppte.

Eine einsame Gestalt verließ den Eingang und blieb in der kühlen irischen Nachluft stehen. Cella kam sich nicht vor wie jemand, dem das Leben erneut geschenkt worden war, nein, sie war nur froh, wieder in dieser normalen Welt zu sein und alles andere hinter sich gelassen zu haben. Es gab sie also noch. Es gab ihre Welt, auch wenn sie allmählich in die Dunkelheit der Nacht hineingetaucht war.

Im Camp leuchteten nur noch wenige Lichter. Eine Notbeleuchtung, nicht mehr. Auch das große Zelt war nicht mehr erhellt. Es schimmerte kaum Licht durch.

Es war schon recht spät geworden. Da hatten sich die Kollegen zurück in ihre Wohnmobile gezogen. Dort wollte sie auch hin. Sie musste sich von den Erlebnissen erholen. Cella zählte sich bei Gott nicht zu den Trinkerinnen. Mit dem Genuss von Alkohol war sie immer vorsichtig gewesen. Nun aber brauchte sie einen kräftigen Schluck. Außerdem hoffte sie, dann besser schlafen zu können und an nichts denken zu müssen.

Zwischen den Wagen war es still. Die meisten dieser Archäologen gehörten nicht unbedingt zu den Menschen, die Nächte durchmachten. Sehr früh waren sie schon auf den Beinen, um sich um ihre Arbeit zu kümmern. Wer jetzt noch auf war, saß möglicherweise über irgendwelchen Unterlagen oder vor dem PC, um neue Ergebnisse zu speichern.

Dazu hatte Cella keine Lust. Wie ein dunkles Gespenst bewegte sie sich an den abgestellten Wagen vorbei und schaute auf ihren Atem, der vor den Lippen kondensierte, so kühl war es geworden. Der Herbst meldete sich an. An der Beifahrerseite stieg sie in den Wagen. Abgeschlossen hatte sie ihn nicht, das tat hier niemand. Im Gegensatz zu draußen war es im Wohnmobil ziemlich warm. Als erstes zog Cella ihre Jacke aus und legte sie über den Sitz.

Sie wollte das Licht einschalten. Ihre Hand hatte sich schon dem Schalter genähert, als sie stockte. Etwas war anders geworden. Sie konnte nichts erkennen, weil es einfach zu dunkel war, doch wie schon in der Höhle spürte sie es.

Etwas war anders geworden!

Wieder schaffte sie nicht, es zu erfassen, danach zu greifen oder darüber nachzudenken. Sie fühlte sich nur einfach unwohl, drehte den Kopf und schaute dabei in die Dunkelheit des Wohnwagens hinein.

Dort war nichts Genaues zu sehen. Okay, da malten sich die Umrisse des Tisches, der beiden schmalen Betten, des Computers, der kleinen Kochnische und der Sitzbank ab, aber sonst sah sie nichts.

Keiner hatte sie verfolgt. Zumaldest keine der Gestalten aus dieser anderen Welt oder Zeit. Und das fremde Wesen war auch in seinem Sarg geblieben.

Dennoch fühlte sie sich unwohl. Es kroch etwas kalt ihren Rücken hinab. Augen in der schattenhaften Dunkelheit? Wurde sie möglicherweise beobachtet? Sie rechnete mit allem, aber es hatte keinen Sinn, wenn sie selbst in der Finsternis blieb. Deshalb musste es hell werden.

Cella Lintock schaltete das Licht ein! Es wurde hell. Gleichzeitig hörte sie das Lachen. Noch bevor sie den Mann sah, wusste sie, wer es war. Benny Flint!

Er hatte den Computer zur Seite geschoben, damit er freien Blick hatte. So wie er am Tisch hockte, sah er wie der Besitzer des Wohnwagens aus und nicht wie ein unwillkommener Guest.

Cella wusste nicht, wie sie reagieren sollte. Benny Flint war kein Monstrum, sondern ein Mensch aus der Gegenwart. Erleichtert fühlte sich Cella trotzdem nicht. Obwohl er noch kein Wort gesagt hatte, wusste sie augenblicklich, in welcher Absicht er hier erschienen war. Er hatte sich sogar von ihren Vorräten bedient, denn auf dem Tisch standen eine Flasche Whisky und ein Glas. Er sagte nichts, hatte die Arme auf die Platte gestemmt und grinste ihr entgegen.

»Raus!«

Flint schüttelte den Kopf. Ein Zeichen, dass er gar nicht daran dachte, zu gehen. »So sieht man sich wieder.«

»Verschwinde!«

Auch jetzt ging er darauf nicht ein. »Hast du einen schönen Spaziergang hinter dir?«  
»Das habe ich.«

»Freut mich für dich. Ich sehe dir sogar an, dass du durchgefroren bist. Dagegen hilft ein Schluck. Wie wäre es denn, wenn du dich zu mir setzt und wir gemeinsam einen Whisky trinken?«

Cella war nur einen Schritt nach vorn gegangen und hielt sich noch immer in Höhe der Tür auf. »Ich suche mir meine Gäste normalerweise selbst aus, und dich will ich nicht als Guest bei mir haben. Geht das nicht in deinen Kopf rein?«

Flint winkte ab. »Worte, Cella, nichts als Worte. Los, stell dich nicht so an.« Auf die Bank hatte er ein zweites Glas gestellt. Er hob es hoch. »Los, ein Glas unter Freunden ... «

»Du bist nicht mein Freund.«

»Schade.«

Diesmal lachte sie. »Pech für dich, wie?«

Benny Flint ließ sich nicht aus dem Konzept bringen. »Das kann man so nicht sagen, finde ich.«  
»Was meinst du?«

»Ich denke, dass die letzten Stunden schon sehr interessant gewesen sind. Nicht nur für mich, sondern auch für dich, Cella.«

In ihr stieg eine schlimme Ahnung hoch. Sie ließ sich nichts anmerken und fragte: »Was meinst du damit?«

»Willst du es wirklich wissen?«  
»Sonst hätte ich nicht gefragt.«  
»Okay, setz dich zu mir!«  
»Das werde ich nicht. Erzähl mir keine Operetten und verschwinde endlich.«

Flint schüttelte den Kopf. »Dass du immer so kratzbürstig sein musst. Dabei will ich dir doch nur helfen. Nat würde sich für deinen Ausflug und alles, was damit zusammenhängt, wirklich interessieren. Meinst du nicht auch?«

Nat war Nat Cochran. Professor Cochran. Er leitete das Projekt und war auch Tonys Chef, obwohl er ihm bei seinen Arbeiten freie Hand ließ. Hin und wieder fragte er mal nach, aber Tony hatte sich ihm gegenüber stets zurückhaltend gezeigt.

»Nun, was hältst du davon?«

Cella zuckte mit den Schultern und tat gelassen. »Keine Ahnung, was du damit gemeint hast.« Er lächelte vor sich hin. »Ich kann dir ja einen Tip geben, wenn du willst.«

»Gern.«  
»Du warst in der Höhle.«  
»Stimmt, und das ist nicht verboten.«

»Klar. Da wirbelt ja dein Freund. Du bist hineingegangen und dann . . . «, er lachte wieder, hob den Kopf an und flüsterte: »Ja, was passierte wohl dann?«

Er weiß alles! schoss es Cella durch den Kopf. Er hat mich beobachtet. Er hat alles gesehen, verdammt! Ich stehe im Regen. Ich bin ihm ausgeliefert. Sie riss sich zusammen und fragte in möglichst beiläufigem Tonfall: »Was schon?«

Benny Flint schwieg. Er griff zur Flasche und grinste vor sich hin, als er die beiden Gläser voll schenkte. »Darüber können wir reden, wenn du dich zu mir setzt.«

»Ich kann auch hier stehen bleiben.«

»Das will ich aber nicht.« Er hob sein Glas an. »Komm her, lass uns zusammen einen Schluck trinken. Ich wette, dass Nat Cochran wirklich an deiner Entdeckung Interesse zeigen wird. Bisher ist es dein Geheimnis, und ich halte ebenfalls den Mund, wenn du auch ein gewisses Entgegenkommen zeigst. Klar?«

Cella Lintock hatte verstanden. So wie Flint jetzt reagierte, so hatte sie ihn auch eingeschätzt. Sie spürte Wut in sich hochsteigen, aber sie riss sich zusammen. Sie durfte jetzt auf keinen Fall drehen. Deshalb ging sie weiter und blieb vor dem Tisch stehen. »Nun, was hast du zu sagen?«

»Setz dich. Da ist es gemütlicher, und es redet sich auch besser. Ich kenne es.«

Um der Sache willen ging Cella auch diesen Kompromiss ein. Sie drückte sich auf die schmale Bank, aber nicht neben Benny Flint, sondern sie setzte sich im rechten Winkel zu ihm. Er hatte nichts dagegen und schob ihr nur das Glas hin. »Cheers. Auf uns und auf unser kleines Geheimnis, Cella.«

Sie sagte nichts und lächelte nicht einmal. Aber sie trank den Whisky und leerte das Glas bis auf einen winzigen Rest.

Flint staunte nicht schlecht. »He, so einen Schluck hätte ich dir gar nicht zugetraut.«  
»Ja, man erlebt immer wieder Überraschungen.«

»Ha, ha.« Dann schaute er sie lächelnd an, aber seine Augen lächelten nicht. Sie blickten eher lauernd. »Es scheint mir auch so zu sein, dass ich bei dir aus den Überraschungen nicht herauskomme. Spielt aber keine Rolle. Ich mag Frauen mit Geheimnissen. Die anderen sind mir einfach zu langweilig.«

»Komm endlich zur Sache.«

»Langsam, Darling, nur keine Hektik. Ich mag den Stress einfach nicht.« Er trank, schnalzte mit der Zunge und stellte das Glas wieder ab. »Bis vor kurzem habe ich noch angenommen, dass es in eurer Höhle nichts zu besichtigen gibt. Das stimmt nun nicht mehr. Ich habe etwas gesehen, außer dir natürlich.«

»Und was ist es gewesen?«

»Ein Licht.«

»Das stammte von meiner Lampe.«

»Sehr gut. Sehr gut.« Er lachte wieder. »Seit wann strahlt deine Leuchte denn grünes Licht ab?«

Cella wusste, dass ihre Ausreden auf sandigem Boden gebaut waren, deshalb sagte sie: »Rede weiter, Benny.«

»Gern. Ich habe nicht nur Licht gesehen, sondern auch Personen. Zwar stand ich relativ weit hinter dir, aber meine Augen sind noch gut. Was ich da zu sehen bekam, würde ich sogar vor Gericht bezeugen, ob du es glaubst oder nicht.«

»Ja, ich glaube dir.«

»Darüber möchte ich mit dir reden.«

Cella winkte ab. »Da ist nichts Besonderes. Tony hat ein altes Gemälde freigelegt, sonst nichts.«

»Ha, ein altes Gemälde«, erwiderte er so unnatürlich zustimmend. »Na, wenn das alles ist.« Plötzlich änderte sich sein Tonfall und auch sein Verhalten. Er zischte Cella an und umklammerte ihr rechtes Handgelenk. »Seit wann bewegen sich Gemälde oder Höhlenbilder denn? He, seit wann?«

»Lass mich los!«

»Ich will erst eine Antwort haben!«

Cella versuchte, ihr Gelenk aus dem Klammergriff zu zerren, was ihr nicht gelang, denn Benny setzte seine ganze Kraft ein. Aber sie hatte noch eine Hand frei, und damit schlug sie ihm mitten ins Gesicht. Sie traf die Wange, sie hörte das Klatschen, auch Flints Fluch, und er lockerte seinen Griff, so dass Cella ihre Hand durch einen heftigen Ruck wieder frei bekam.

Im ersten Moment sah Flint aus, als wollte er zurückschlagen, aber er besann sich anders. Sein Gesicht war hochrot angelaufen, und er knirschte mit den Zähnen. »Ich werde dir noch zeigen, wohin der Hase läuft. Noch heute nacht.«

Eine seltsame Ruhe hatte Cella Lintock überkommen. Sie wunderte sich selbst über diese Gelassenheit. »Glaubst du, dass es mich schrecken kann? Was hast du denn vor?«

»Was ich gesehen habe, das habe ich gesehen, und das nimmt mir keiner weg. Aber ich werde es nicht für mich behalten, sondern an Nat Cochran weitergeben. Er ist hier der Boss und er muss auch wissen, was in seinem Camp läuft.«

Jetzt lächelte Cella. »Könntest du dir nicht vorstellen, dass dies ein Fehler wäre?«

»Warum?«

Sie runzelte die Stirn. »Manchmal sieht man Dinge, die man besser für sich behalten sollte.«

Kurz nur rieb er über seine getroffene Wange. »Aha, damit hast du zugegeben, dass dort etwas gewesen ist. Eben in deiner verdammten Höhle.«

»Das habe ich auch nie abgestritten. Es ging um das Bild, Benny. Das gibt es dort.«

»Nein, das ist mehr.« Er flüsterte jetzt. »Du hast etwas gefunden. Etwas Gewaltiges. Dieser Fund wird, würde er bekannt werden, so einiges auf den Kopf stellen.« Er schob sein Glas hin und her, weil er nervös war.

»Weißt du, ich habe mal einen Film gesehen. Er spielte in der Wüste, glaube ich. Die Helden des Streifens haben dort etwas herausgefunden. Sie gingen auf eine Felsformation zu und gerieten ebenfalls in eine Höhle. Sie dachten, dass sie eine normale Höhle betreten hätten. Das war nicht der Fall. Die Gruppe war tatsächlich an einen Schnittpunkt der Zeiten gelangt. Ich kann es nicht genau beurteilen, was es war. Man hätte es auch als Tor zu einer anderen Welt bezeichnen können. Jedenfalls haben die Akteure es geschafft, durch dieses Tor zu gehen. Sie landeten in einer anderen Zeit und hatten Schwierigkeiten, von dort wieder zurückzukehren.«

»Ich kenne den Film nicht.«

»Das ist auch nicht nötig. Nur hätte ich nicht gedacht, dass es so etwas auch in der Wirklichkeit gibt. Darüber habe ich mich verdammt gewundert.«

»Ich nicht.«

»Das kann ich mir denken.«

»So meine ich das nicht. Ich sitze neben dir. Im Film sind die Helden verschwunden, wie du mir selbst erzählt hast. Also stimmte der Vergleich weder vorn noch hinten.«

»Richtig. Du sitzt noch neben mir. Darüber bin ich froh. So kannst du mir genau sagen, was passierte.«

»Nichts!«

Mit der nächsten Frage bewies Benny Flint, dass er verdammt gut aufgepasst hatte. »Wer ist die Gestalt im gläsernen Sarg gewesen? Ich habe sie nicht genau sehen können, aber ich weiß, dass diese Kiste nicht leer gewesen ist. «

»Keine Ahnung.«

»Aber es war einer da?«

»Der Sarg, und er gehörte zum Bild.«

»Die anderen drei auch? Der Mann, die Frau und der Kleine. Gehörten die auch dazu? Dann verschwanden sie. Sie gingen weg, sie tauchten ab. Wie in meinem Film.« Er schüttelte den Kopf. »Scheiße, für wen hältst du mich eigentlich? Willst du mich hier an der Nase herumführen und mich zum Narren halten?«

»Das hatte ich nicht vor.«

»Dann sag die Wahrheit!« Es war zugleich ein Schreien und Flüstern so wie er sprach, und dabei löste sich Speichel aus seinem Mund. Die kleinen Tropfen flogen gegen das Gesicht der jungen Frau, die daraufhin den Mund verzog.

Sie schwieg. Sekundenlang starnten sich beide an wie unversöhnliche Feinde. Cella wusste auch, dass sie sich nicht auf einen Kampf mit Benny Flint einlassen konnte. Die Wahrheit wollte sie ihm auch nicht sagen, und so kam nur eine dritte Möglichkeit in Frage.

»Wenn du jetzt nicht gehst, schreie ich hier alles zusammen. So dick sind die Wände nicht. Mein Schreien wird auch in den anderen Wagen gehört, das verspreche ich dir.«

Benny Flint tat nichts. Er starnte sie nur an. Auch das war Cella Lintock suspekt. Dann entspannten sich seine Gesichtszüge. Er lächelte sogar und nickte ihr zu. »Okay, Cella, du hast gewonnen. Ja, du hast gewonnen. Ich werde jetzt von hier verschwinden. Aber die Sache ist damit nicht erledigt. Ich an deiner Stelle würde mich nicht hinlegen und schlafen, denn ich komme noch in dieser Nacht zurück. Wahrscheinlich nicht allein, denn ich bringe Nat Cochran mit.«

»Ja, das kannst du.« Cella nickte heftig. »Komm mit ihm zurück, und dann reden wir gemeinsam über die Sache.«

Flint hob einen Zeigefinger. »Wir werden nicht nur darüber reden, wir werden auch handeln.«

»Meinetwegen auch das.«

»Und du wirst dich wundern.« Er stand auf.

Cella blieb sitzen. Sie hatte ihr Kinn gegen die Hände gestützt und schaute dem Mann nach, der langsam durch den Wagen ging und sich vor der Beifahrertür noch einmal umdrehte. »Freu dich nicht zu früh, Cella. Wir sprechen uns noch. Die Nacht ist noch nicht vorbei. Es geht weiter, und ich werde herausbekommen, welches verdammt Geheimnis sich in der Höhle verbirgt.«

Nach diesen Worten zerrte er die Tür auf, stieg nach draußen, rammte die Tür wieder zu und ließ Cella Lintock allein zurück ...



Zunächst einmal tat sie nichts und veränderte auch ihre Haltung nicht. Sie blieb nur sitzen, war nicht einmal in der Lage, richtig nachzudenken, aber das gab sich bald.

Benny Flint hatte alles gesehen, und das musste sie einfach akzeptieren. Er würde auch reden. Er war neugierig. Er würde Cochran Bescheid sagen, aber seine Karten bestanden nicht unbedingt nur aus Trümpfen. Zunächst einmal würde Cella bei ihrer Aussage bleiben, dass es nur ein Bild gewesen war. Sie würde auch alles abstreiten, was mit irgendwelchen Bewegungen zusammenhing. Wenn Cochran darauf bestand, die Höhle zu betreten, okay, sie konnte ihn nicht daran hindern. Dann erst würde man weitersehen. Auf der anderen Seite war Cochran zu sehr Wissenschaftler, um an einen Spuk oder ähnliche Phänomene zu glauben. Er hielt sich nur an die Dinge, die er nicht nur mit den eigenen Augen sah, sondern auch erklären konnte.

Und einen Erklärungsbedarf gab es sicherlich. Fragte sich nur, ob der auch von Nat Cochran akzeptiert wurde. Daran wollte Cella nicht so recht glauben.

Es würde zu einem Streit zwischen These und Antithese kommen, und der würde sich auch hinziehen. Zeit war ein wichtiger Faktor. In ungefähr zwölf bis vierzehn Stunden war auch Tony wieder da. Bis zu seiner Ankunft gab es bestimmt noch keine Lösung. Davon ging Cella einfach aus. Sie konnte den Dingen also recht gelassen entgegenschauen und musste nur die Nerven behalten. Außerdem war das Verhältnis zwischen Benny Flint und Nat Cochran nicht eben das beste. Beide mochten sich nicht besonders, doch darauf wollte Cella nicht setzen.

Nach diesem Stress brauchte sie einen Schluck. Wieder schenkte sie das Glas zu einem Drittel voll. Der Alkohol tat ihr gut. Er rann ihre Kehle hinab, erreichte den Magen, wärmte sie durch, und Cella hoffte auch, dass seine Wirkung ihre Gedanken beschleunigte, denn sie musste sich etwas einfallen lassen, um die nahe Zukunft gut überstehen zu können.

Es war etwas passiert, mit dem sie nicht zurechtkam. Sie bezweifelte, dass es dafür eine normale Erklärung gab. Irgend etwas musste in der Vergangenheit geschehen sein, das auch für die jetzige Zeit von großer Bedeutung war. Und ihrem Freund war es gelungen, dieses Erbe der Vergangenheit zu finden.

Ein Mann, eine Frau, ein Zwerg oder Gnom und eine Gestalt, die in einem gläsernen Sarg oder in einer Truhe lag. Ein außergewöhnliches Stilleben, mit dem sie nicht zurechtkam. Und es lebte.

Da hatte Benny Flint recht gehabt. Das war kein Gemälde gewesen, sondern etwas verdammt Lebendiges, und es hatte sein Leben durch eine Kraft erhalten, für die Cella überhaupt keine Erklärung fand, weil sie sich diese Kraft auch nicht vorstellen konnte. Die war ihr einfach zu fremd und zu weit weg.

Gedankenverloren trank sie den Whisky und hatte den letzten Tropfen noch nicht geschluckt, als sie von einem dumpfen Geräusch erschreckt wurde. In der Stille hatte es sich ungewöhnlich laut angehört, und sie schrak heftig zusammen.

Im Wagen war es nicht aufgeklungen. Draußen. Davor, daneben, wie auch immer.

Schon zuvor hatte sie still auf der Bank gesessen. Jetzt aber hockte sie unbeweglich da und starre nach vorn. Das Licht erhelle den gesamten Wagen auch bis hinein ins Fahrerhaus, aber dort war alles leer. Es gab keine Bewegung. Geirrt hatte sie sich auch nicht, denn auf ihre Ohren konnte sich Cella verlassen.

Sie wartete gespannt ab, ob sich das Geräusch wiederholte - und hatte Glück. Erneut hörte sie den dumpfen Laut und bekam zugleich das leichte Zittern des Wagens mit. Etwas war seitlich dagegen geprallt oder geschlagen worden. Was konnte das gewesen sein?

Automatisch dachte sie an Benny Flint, der sicherlich wütend den Wagen verlassen hatte und seiner Wut nun freien Lauf lassen wollte oder musste. Deshalb nahm Cella an, dass Flint an den Wagen geschlagen oder getreten hatte.

Sie wartete darauf, dass sich der Laut noch einmal wiederholte, während sie sich auf dem Weg zu einem der kleinen Fenster befand, um hinauszuschauen.

Da war nichts zu sehen. Sie ärgerte sich ein wenig über den schlechten Blickwinkel. Zwar schaute sie auf einen nicht weit entfernt stehenden Wagen und sah auch das schwache, durch Gardinen gedämpfte Licht innerhalb des Fensters, einen Grund für das Geräusch entdeckte sie jedoch nicht.

Wieder hörte sie den Aufprall. Von neuem zitterte der Wagen leicht. Und der leise Schrei? Hatte sie ihn sich eingebildet oder war er tatsächlich aufgeklungen?

Cella Lintock merkte, wie die Nervosität allmählich in ihr anstieg. Sie spürte jetzt den Schweiß auf der Stirn, und das war keine Folge der Wärme im Wagen. Der hatte einen anderen Grund. Er hing mit ihrer Angst zusammen.

Sie brachte so einige Dinge in Verbindung, obwohl es dafür keinen Beweis gab. Die Szene in der Höhle, Benny Flints Besuch bei ihr, sein nicht eben rühmlicher Abgang und wenig später schon diese verdammten Kampfgeräusche.

Ja, Kampf. Das konnte es gewesen sein. Nicht nur einfaches Schlagen und Treten.

Es war nun ruhig geworden. Diese Tatsache beruhigte die junge Frau aber nicht. Sie schlich durch das Fahrzeug in Richtung Führerhaus. Sie wollte es durch diese Tür verlassen und nicht durch die in der Mitte. Außerdem konnte sie von dort besser durch das große Fenster nach draußen sehen.

Das tat sie auch. Nein, die Dunkelheit war zu dicht. Keine Gestalt bewegte sich in ihrer Sichtweite. Alles so belassen oder nachschauen?

Noch überlegte Cella und entschied sich dann dafür, mutig zu sein. Sie wollte die Tür öffnen und nach draußen schauen. Zumindest erst mal einen Blick hinauswerfen.

Sie tat es. Dabei schalt sie sich selbst eine Närrin, weil sie so nervös war. Auch die kühlere Luft konnte sie nicht beruhigen. Cella ging einfach davon aus, dass vor ihr in der Dunkelheit irgendeine Gefahr lauerte.

Sie stieg aus dem Wohnmobil. Wieder mit sehr steifen Bewegungen. Dann blieb sie vor dem Wagen stehen und drehte ihren Kopf nach rechts.

In diesem Augenblick sah sie die Gestalt! Cella Lintock konnte nicht erkennen, wer sie war. Sie blickte nur auf den Rücken einer recht hellen Gestalt, die sehr schnell den Schutz der Dunkelheit ausnutzte und auch irgend etwas in den Händen tragen musste. Zumindest wies ihre Haltung darauf hin. Sekunden später schon war sie verschwunden.

Plötzlich begann Cella Lintock zu zittern. Sie wusste auf einmal, wer die Gestalt gewesen war, aber sie wollte es nicht so richtig glauben. Es war das Wesen aus dem gläsernen Sarg. Ja, der Umriss stimmte und die Kleidung auch.

Aber was hatte es hier getan? Warum hatte es so gegen den Wagen geschlagen? Vielleicht, um Cella ein Zeichen zu geben? Nein, so wichtig war sie nicht. Daran konnte sie einfach nicht glauben. Sie gehörte zu den kleineren Figuren in diesem Spiel.

Sie drehte sich nach rechts, weil sie dorthin gehen wollte, wo sie die Schläge vernommen hatte. Vielleicht entdeckte sie eine Delle oder irgendwelche Kratzer im Blech.

Auf leisen Sohlen ging sie vor. Angespannt nach vorn starrend, und es waren nicht mehr als zwei Schritte, als sie plötzlich stehen blieb. Da war etwas. Vor ihr, und es lag auf dem Boden. Zusammengedrückt, trotzdem eine gewisse Größe zeigend. Ein Klumpen, der Form besaß. Ihr schoss soviel durch den Kopf, dass sie keinen klaren Gedanken fassen konnte.

Cella blieb stehen, weil sie an der Wand des Wagens die dunklen Streifen gesehen hatte. Als hätte jemand Teer gegen die Wand gekippt, der nun daran herab rann. Sie tastete danach ...

Das Zeug war zwar klebrig, aber es war kein Teer. Etwas anderes, auch dünnflüssiger. Trotzdem klebrig wie eine bestimmte Flüssigkeit, die für einen Menschen so wichtig war.

Blut!

Ja, es war Blut. Und es stammte von der Person, die dicht vor ihren Füßen hockte und sich nicht mehr bewegte. Sie ahnte einiges, aber Cella kam erst jetzt dazu, nachzuschauen.

Plötzlich stand sie dicht vor dem Durchdrehen. Sie hatte etwas gesehen, was nicht sein durfte. Beim Bücken war es ihr aufgefallen. Der Mann hatte keinen linken Arm mehr. Er war ihm abgerissen worden. Ihre Hände, die zupacken wollten, zuckten zurück.

Wie abgerufen kam ihr in den Sinn, was sie über die Kelten gelesen und was ihr Tony Hellman auch immer wieder bestätigt hatte. Viele von ihnen waren aus besonderen Gründen Kannibalen gewesen. Darüber hatten die Griechen und Römer geschrieben. Zahlreiche Funde bewiesen es auch, und sie, Cella Lintock, hatte den Beweis bekommen, der direkt vor ihren Füßen lag ...

Wie Cella zurück in das Wohnmobil gekommen war, wusste sie selbst nicht zu sagen. Jedenfalls hatte sie es geschafft und auch nichts umgerissen, bevor sie sich in die kleine Kabine warf, in der es auf engstem Raum ein Waschbecken, eine Dusche und eine Toilette gab.

Der Schock war für sie so schlimm gewesen, dass sie sich einfach hatte übergeben müssen. Jetzt stand sie da, stützte sich an den Rändern des Beckens ab, schüttelte den Kopf und hielt den Mund noch immer offen. Es brannte kein Licht in diesem engen Raum. Allerdings fiel etwas Lichtschein durch die offene Tür herein, so dass sie ihr Gesicht schwach im kleinen Spiegel über dem Becken sehen konnte.

Ihr starre eine Fremde entgegen. Eine Frau, in deren Gesicht das Entsetzen eingemalt worden war. Sie kam sich vor wie ein Monstrum, das noch immer würgte und dabei stöhnd und keuchend nach Luft rang. Am gesamten Körper war sie von einer Schweißschicht bedeckt.

Sie drehte sich um, ohne es richtig zu merken. Die Gelenke fühlten sich aufgeweicht an, und auf sehr zittrigen Beinen verließ sie den kleinen Raum. Dann setzte sie sich hin. Schwer stützte Cella ihren rechten Ellbogen auf den Tisch und schaffte es endlich auch, über das Geschehen nachzudenken.

Es war passiert. Sie konnte es nicht mehr rückgängig machen. Was sie gesehen hatte, das stimmte. Jedes Detail. Ob es nun die Gestalt gewesen war, die die Flucht nach der Tat ergriffen hatte oder das Blut an der Wand des Wohnmobils. Das stimmte alles. Da war sie in keinen Alpträum hineingeraten. Cella hatte zum erstenmal in ihrem Leben erlebt, wie grausam die Realität sein konnte.

Irgendwann weinte sie auch, und es tat ihr gut. Danach drängten sich die Fragen auf. Was habe ich getan, um etwas so fast Unaussprechliches zu erleben? Der Anblick des toten Benny Flint stieg wieder in ihrer Erinnerung hoch. Ihm hatte nicht nur der Arm gefehlt. Ihm war auch noch etwas anderes geschehen, aber darüber wollte sie nicht mehr grübeln. Sie musste sich wieder zurechtfinden und dachte daran, dass es Nacht war und die Dunkelheit auch sie schützte.

Das konnte sich als Vorteil erweisen, denn so leicht würde die schreckliche Tat nicht entdeckt werden. Sie wusste auch, dass der Morgen kam. Dann wurde es hell, dann waren ihre Kollegen früh auf den Beinen. Natürlich würden sie den Toten sehen, wenn er da noch hockte. Es würde ihnen auch das Blut auffallen, denn Regen, der es abwaschen konnte, war nicht angesagt. Was also unternehmen?

Cella wusste, dass sie völlig auf sich allein gestellt war, denn ein Helfer war nicht in der Nähe. Sie musste wieder hinausgehen und den toten Benny Flint erst einmal verschwinden lassen. Aber wohin mit der Leiche?

Cella dachte angestrengt nach, und plötzlich fiel ihr etwas ein. Es war nicht optimal, aber so musste es gehen. Wenn Tony wieder eintraf, sahen die Dinge sowieso ganz anders aus.

Ja, sie nickte vor sich hin. Wenn sie an Tony dachte, ging es ihr besser. Auch wenn längst noch nicht alles optimal war, da musste sie einfach durch und ab jetzt auf ein ihr günstig gesinntes Schicksal vertrauen. Alles andere hatte keinen Sinn. Die folgenden Stunden gingen auch vorbei. Ein neuer Tag würde beginnen, der für Cella schon so etwas wie ein neuer Lebensabschnitt war.

Mit noch immer mühsamen Bewegungen stand sie auf. Sie wusste, dass ihr ein verdammt schwerer Gang bevorstand. Zuvor trank sie noch einen Schluck Wasser, um den schlechten Geschmack aus dem Mund zu bekommen. Auch weiterhin war sie sehr vorsichtig. Sie stieg nicht sofort nach draußen, sondern blieb zunächst in der offenen Tür stehen, um sich zu orientieren.

Es hatte sich nichts verändert. Alles war so geblieben. Wenn sie nach rechts sah, zeichneten sich die Umrisse des Toten vor der Außenwand des Wagens ab. Oder das, was die Gestalt aus dem Sarg von ihm übrig gelassen hatte.

Tiefes Durchatmen. Versuchen, das heftige Zittern zu unterdrücken. Das las sich immer alles so gut und wurde in den Filmen oft perfekt dargestellt, aber wenn man selbst darin steckte und die Tatsachen am eigenen Leib spürte, dann war es schwer, sich darin einzufügen. Am Griff hielt sich Cella Lintock fest, um nicht auszurutschen. Vor dem Wagen blieb sie stehen und zitterte leicht.

Der Blick nach rechts. Ja, er war noch da. Sie hätte am liebsten die Augen geschlossen und einen Geistkörper produziert, der diese schwere Aufgabe übernahm. Das war leider nicht möglich, sie musste schon selbst durch diese Hölle gehen.

Sie getraute sich nicht, den Toten mit den Händen anzufassen. Cella setzte ihre Füße ein. Mit dem rechten Schuh gab sie genügend Druck, und der sitzende Tote kippte zur Seite. Cella hätte ihn jetzt besser sehen können, davon nahm sie jedoch Abstand. Der erste Blick vorhin hatte ihr gereicht, aber auch der auf die Gestalt aus dem gläsernen Sarg, denn sie hatte etwas von Benny Flint mitgenommen.

Ihre Füße setzte Cella auch weiterhin ein. Vor einigen Minuten noch hätte sie nie gedacht, es schaffen zu können. Nun war sie direkt mit der schrecklichen Aufgabe konfrontiert worden, und es gelang ihr, den Toten unter den Wagen zu drücken, zu schieben und auch zu pressen. Wer sich nicht eben bückte, um zu sehen, ob etwas verborgen war, der konnte nichts erkennen.

Es war zudem auch kühl genug. Die Leiche würde erst später riechen, aber dann war sie nicht mehr allein. Dann war ihr Freund Tony Hellman endlich im Camp eingetroffen.

Mit den Gedanken an ihn drehte sich Cella um und blieb wie zur berühmten Salzsäule erstarrt stehen. Sie hatte Besuch bekommen. Vor ihr standen die drei Gestalten aus der Höhle!

Der Schrecken und auch die Überraschungen nahmen für sie kein Ende. Sie gingen weiter. Es war wie eine Kette, in der kein Glied fehlte. Und wenn doch, dann wurde es schnell ersetzt.

Sprechen oder anders handeln konnte die junge Frau nicht. Der Mund schien ihr zugenährt worden zu sein. Sie starre einzig und allein auf die drei Gestalten, die auch nichts taten und einfach nur vor ihr standen, ohne sich zu bewegen. Sie hatten sich im Gegensatz zu ihrer ersten Begegnung nicht verändert und waren trotzdem leicht verändert, denn um sie herum und die Gestalten dabei genau nachzeichnend bewegte sich ein grünlicher Schein, der immer wieder in sich selbst zitterte und winzige Lichtreflexe aussandte.

Der Mann, die Frau, der Zwerg! Sie alle schauten Cella Lintock an. Und sie war stark genug, um die Blicke zu erwidern. Dabei sah sie in den Augen dieser seltsamen Gäste einen schon beinahe heiligen Ernst. Alle drei schienen zu wissen, was Cella durchlitten hatte.

Der Mann nickte ihr zu. Er öffnete auch seinen Mund. Es sah aus, als wollte er ihr eine Botschaft übermitteln, nur schaffte er es nicht, Cella anzureden. Es gab da einen zu großen Widerstand, den er nicht durchbrechen konnte.

Die blonde Frau mit dem schönen Gesicht lächelte. Danach streckte sie ihren rechten Arm vor, und sie bewegte auch die Finger, um zu zeigen, was sie wollte.

Cella konnte nicht anders. Sie musste zufassen. Ihre Hand näherte sich der Fremden und geriet zunächst in deren Aura, denn das gelbliche Licht war nach wie vor da.

Ein gutes, ein warmes, ein angenehmes Gefühl durchströmte die junge Frau. Cella fühlte sich plötzlich so glücklich und zugleich geborgen. Wenn es möglich gewesen wäre, hätte sie die drei gern begleitet, um sich in ihrer Welt oder ihrer Zeit auszuruhen. Ja, nehmt mich mit. Bitte, ich will nicht mehr bleiben. Ich will, dass ihr mich in eure Zeit nehmt ...

Sie strengte sich an. Sie versuchte, den anderen ihre Gedanken zu schicken. Es war ein Flehen und Biten auf einer bestimmten Ebene. Cella Lintock traute sich auch nicht, die Augen zu öffnen. Sie befürchtete, den Bann zu lösen.

Sie streckte auch noch ihre zweite Hand vor. Es war die linke. Die andere Seite reagierte. Wer sie nun anfasste, wusste sie nicht zu sagen, möglicherweise der Mann, vielleicht aber auch die Frau. Die Hände fühlten sich fast gleich an. Das gute Gefühl verstärkte sich noch mehr. Es raste durch Cellas Körper, und genau da kam der Moment, in dem sie die Augen öffnete.

Die drei waren noch da. Nur nicht mehr wie sonst. Sie begannen sich aufzulösen. Die Waffe oder der Stab des Mannes glühte an seinem kugeligen Ende auf. Ein helles Licht strahlte zu allen Seiten hinweg, als sollte ein neuer Stern zwischen Himmel und Erde entstehen.

Das Licht erfasste auch Cella. »Ja ... «, sagte sie nur, »ja ... « Danach fehlten ihr die Worte, denn eine nie erlebte Kraft packte sie und zog sie mit sich fort. Ebenso wie die drei ungewöhnlichen Besucher ...



Vor dem Abflug hatte Tony Hellman am Flughafen seinen Jeep abgestellt. Wir hatten ihn auch an der gleichen Stelle vorgefunden und waren von Dublin aus in Richtung Nordwesten gefahren.

Das Lenkrad hatten wir Tony überlassen, nicht wissend, dass er hinter dem Steuer zum Tiger wurde. Er prügelte den Wagen über die mehr oder weniger breiten Straßen, als säße uns der Leibhaftige persönlich im Nacken. Zwischendurch erklärte er uns den Grund für seine Fahrerei. Er musste einfach so schnell fahren, weil er das Gefühl hatte, sonst zu spät ans Ziel zu gelangen. Auf unsere Rückfrage hin war es ihm nicht möglich, den konkreten Grund zu nennen. Es war einfach so. Es ging ihm besonders um Cella Lintock, seine Freundin.

Mir fiel auf, dass er stets lächelte, wenn er den Namen aussprach. Er mochte sie. Er war schwer verliebt, und er hatte sie auch als eine Hilfe und Stütze bezeichnet. Ohne sie wäre er mit seiner Arbeit nicht so gut vorangekommen.

»Hat sie Ihnen auch beim Schreiben des Buchs geholfen?«

»Sicher. Sie hat mit mir zusammen Unterlagen gesammelt und recherchiert. Die Kelten sind auch für sie zu einem interessanten Volk geworden, was sie letztendlich auch waren. Je mehr man sich mit ihnen beschäftigt, je tiefer man in ihr Leben eindringt, um so verwunderter kann man über sie sein.

Hochentwickelt, was die Technik und auch die Kultur anging, aber furchtbar grausam, wenn ich an die Riten denke. Ihren Göttern haben sie alles geopfert, und zugleich hatten sie eine wahnsinnige Angst vor ihnen, aber auch vor den Toten, die sie oft genug als Wiedergänger sahen.«

»Deshalb auch der Kannibalismus«, sagte ich mit leiser Stimme und spürte auch eine Gänsehaut.  
»Ja.«

Bill meldete sich vom Rücksitz her. »Was ist eigentlich mit dem Bild, von dem Sie sprachen, Tony. Haben Sie es zwischendurch wieder gesehen? Tauchte es auf?«

Hellman musste einen Moment überlegen. »Sie meinen die drei seltsamen Personen?«  
»Ja.«

»Nein, nicht mehr. Aber ich bin sicher, dass es noch eine Rolle spielen wird. Ebenso wie dieser gläserne Sarg. Es waren ja immer nur Momentaufnahmen. Ich habe zudem den Eindruck gehabt, dass diese Bilder aus einer anderen Zeit stammen. Sie sind aus der Vergangenheit her zu mir geschickt worden und beinhalten eine bestimmte Botschaft. Was genau damit gemeint ist, habe ich noch nicht herausfinden können. Aber das wird sich alles noch richten, denke ich.«

Das hofften wir auch. Vor allem setzten wir darauf, dass wir keinem Phantom nachjagten. Wer einen Menschen so grausam umbrachte, wie es bei Gladys Hellman passiert war, der war alles andere, nur kein Phantom. Da steckte schon mehr dahinter. Ein Plan, ein Ziel, verbunden mit einer ungeheuren Brutalität.

Irland ist ein wildes und gleichzeitig schönes Land. Wir erlebten all diese Eigenschaften, denn wir befanden uns wie mitten in einem Film über die Insel. Andererseits hatten wir dafür keinen Blick, denn es war wichtig, so schnell wie möglich das Ziel zu erreichen. Eine große Pause legten wir nicht ein. Nur zum Tanken hielten wir an. In einem kleinen Laden neben der Tankstelle kaufte ich ein paar Sandwiches und auch Wasser.

Tony wollte sich beim Fahren nicht ablösen lassen. Er wirkte auf uns wahnsinnig entschlossen. Sein Gesicht hatte sich verhärtet. Nichts an ihm war entspannt. Er stand unter Stress und sah aus wie jemand, den schwere Gedanken quälten.

»Was ist los?« fragte ich.  
»Nichts.«  
»Doch!«  
»Sie denken an Ihre Freundin, wie?« erkundigte sich Bill.

Das gab Tony zu. »Ja, und ich glaube, dass ich einen Fehler begangen habe. Ich hätte sie nicht allein lassen sollen. Das ist dumm von mir gewesen.« Er lenkte mit einer Hand. »Ich kann mir vorstellen, daaa sie es nicht einfach gehabt hat.«

»Wer sollte ihr im Camp etwas tun?«

»Nicht die Kollegen, das stimmt schon. Es ist noch etwas anderes da. Wir haben bereits darüber gesprochen. Ich nenne es den Geist oder den Fluch der Kelten. Er hat sich seit Alters her gehalten und ist auch nicht schwächer geworden.«

»Können Sie da konkreter werden?« fragte ich.

»Nein. Aber jeder Fluch hat auch seine Geschichte. Hat ein Motiv und einen Hintergrund. Es muss uns eben gelingen, dies herauszufinden.«

Ich sprach Tony wieder an. »Er kann auch mit Ihren persönlichen Grabungen zusammenhängen?«

»Das schließe ich nicht aus. Ich bin es gewesen, der sich an den Hügel herangetraut hat. Mich interessierte eben die alte Kultstätte. Die Kollegen haben andere Prioritäten gesetzt. Für sie war es wichtig, ein Keltendorf freizulegen, und das möglichst schnell, bevor die kalte Jahreszeit kommt. Da ist eine Kultstätte, die wohl zu der Siedlung gehörte, nicht wichtig.«

»Für Sie ist sie ein magischer Ort?«

»Ja, John, das weiß ich. Nicht zuletzt durch den Tod meiner Mutter. Ich kann einen Fehler begangen haben, indem ich unabsichtlich etwas weckte, das tief versteckt in der Erde und in der Vergangenheit bleiben sollte. Man hat sich an meiner Mutter gerächt. Jetzt fürchte ich, dass Cella das gleiche Schicksal widerfahren könnte.«

»So einfach wird das nicht sein. Cella ist nicht allein. Die Kollegen sind ebenfalls da.«

»Nicht in der Nacht.«

Da hatte er recht. Es war auch besser, wenn wir dieses Thema ruhen ließen. Auf jedes Argument wusste Tony eines dagegen. Wichtig war es, mit Cella zu sprechen.

Emain Macha, die Ausgrabungsstätte, lag mitten im Niemandsland und ziemlich weit von den nächsten Ansiedlungen entfernt. Da musste man schon einige Meilen fahren, um ein Dorf zu erreichen. Die Straßen, die es hier gab, zählten nicht eben zu den Highways. Sie waren schmal, oft sehr kurvig und verlangten bei gewissen Geschwindigkeiten schon fahrerisches Können.

Einige Stunden waren wir schon unterwegs. Während Bill und ich zwischendurch schliefen, schien Tony Hellman das Wort Müdigkeit überhaupt nicht zu kennen. Er war wie aufgedreht. Die Sorge hielt ihn wach, und er stieß oft genug einen Fluch aus, wenn er einfach nicht mehr schnell fahren konnte.

Das Ziel sahen wir, als wir über eine Ebene fuhren, die zumeist mit wildem Buschwerk, hohem Gras und jetzt blühendem Heidekraut bewachsen war, das einen violetten Schimmer über den Boden gelegt hatte.

Vor und unter uns bildete das Gelände eine Schüssel. Und genau dort fanden die Ausgrabungen statt. Wir sahen das Camp von oben. Das große Zelt, auch die kleineren darum herum. Die Bagger waren gefahren. Ein großes Viereck war durch Bänder abgetrennt worden, die als kleine bunte Fahnen im irischen Wind flatterten.

Wie auf einem Jahrmarkt standen die Wohnwagen beisammen. Dort würden wir auch das Wohnmobil des Tony Hellman finden. Er hatte den Jeep kurz gestoppt und rieb über sein Gesicht, als er von oben hinab in die Mulde schaute.

»Alles in Ordnung?« fragte ich.

»Ja, John, soweit schon. Jedenfalls habe ich nichts gesehen, was mein Misstrauen erregt hätte.«

»Befindet sich Cella auch dort unten?«

»Bestimmt. Nur habe ich sie noch nicht entdeckt. Wie gesagt, sie hält sich von den meisten Kollegen fern. Wahrscheinlich sitzt sie in unserem Wohnwagen.«

Einen Plan hatten wir uns noch nicht zurechtgelegt. Ich hatte nur darum gebeten, mit dem Leiter des Camps ein paar Worte sprechen zu können. Der Mann war Professor und hieß Nat Cochran. Einer von der jüngeren Generation und nicht verknöchert oder so versteinert wie die Funde selbst.

Um das Camp zu erreichen, mussten wir einen Serpentinenweg hinabfahren. Der Vergleich mit einem Steinbruch kam mir in den Sinn, denn oft genug führte ein Weg auch bei ihm auf diese Art und Weise hinunter.

Emain Macha lag in der Einsamkeit des Hochlandes. Wenn jemand kam, wurde das sehr schnell registriert. Nicht alle von Tonys Kollegen hatten ihre Arbeiten ruhen lassen, um uns entgegenzublicken, einige schon, und darüber wunderte sich Tony.

»Komisch ist das schon«, murmelte er.

»Warum?«

Er zuckte die Achseln. »Ich kann es Ihnen nicht genau sagen, John. Es scheint mir so zu sein, als hätten sie nur auf meine Rückkehr gewartet.«

»Vielleicht hat man Sie vermisst.«

Er schüttelte den Kopf. »Das bestimmt nicht. Es kommt mir eher vor, als hätte man mir etwas Unangenehmes zu berichten. Hoffentlich ist nichts mit Cella passiert.« Seine Sorgen waren nicht geringer geworden. Er sprach auch leise davon, dass ausgerechnet sie nicht zu sehen war. »Da stimmt was nicht. Ich fühle es. Ich habe es schon die ganze Zeit über gespürt. Aber nie so stark wie jetzt.«

Ich wollte mich nicht von seinen Sorgen beeinflussen lassen, und Bill dachte ähnlich. »Hängen Sie die Trauben nicht zu hoch, Tony. Da wird sich bestimmt einiges aufklären.«

»Das kann ich nur hoffen.«

Noch eine langgezogene Rechtskurve, dann hatten wir den Grund erreicht. Tony Hellman lenkte den Wagen zu den Wohnmobilien und stellte den Motor ab. Für einen Moment schloss er die Augen. Er war blass geworden, schüttelte den Kopf und sprach davon, dass Cella spätestens jetzt eigentlich hätte kommen müssen.

Sie kam nicht. Statt dessen bewegte sich ein anderer Mann auf uns zu. Er trug eine offenstehende graue Jacke mit zahlreichen Innen- und Außentaschen. Seine hohen Schuhe waren schmutzig. Auf dem Kopf saß eine flache Mütze, unter der graues Haar hervorquoll. Sein Bart war dunkel, und er umwucherte Kinn und Wangen.

»Wer ist das?« fragte Bill.

»Nat Cochran.«

Nach dieser Antwort stiegen wir aus und gingen auf den Professor zu, der uns bereits erwartete. Das Camp lag hinter ihm. Wir konnten sehen, dass die Kollegen die Arbeit ruhen gelassen hatten. Es lag eine ungewöhnliche Spannung über der Gegend.

Cochran lächelte uns neutral zu, bevor er Tony Hellman ansprach. Als Professor gab er sich locker, denn er sagte: »Hi, da bist du ja wieder.« Dabei wies er auf uns. »Hast du Freunde mitgebracht?«

»Ja, das sind John Sinclair und Bill Conolly.«

»Willkommen im Camp.« Er reichte uns die Hand. »Schauen Sie sich ruhig um, was wir Verrückte hier schaffen. Falls Sie Kollegen sind, dann ... «

»Nein«, sagte der Reporter schnell. »Das sind wir auf keinen Fall. Wir hatten einfach nur Zeit.«  
»Für die alten Kelten?«

»Auch. Eigentlich wollten wir Cella Lintock begrüßen. Wir kennen sie schon seit einigen Jahren und haben sie lange nicht mehr gesehen.«

Nat Cochrans Lächeln war erloschen. »Ach ja, Cella«, sagte er leise und zuckte mit den Schultern.  
»Sicher.«

Seine Lockerheit war gespielt gewesen, das stellten wir jetzt fest. Er wirkte plötzlich unsicher oder verlegen. Oder wie jemand, der etwas zu verheimlichen hat. Das merkte auch Tony, denn er fragte. »Stimmt etwas nicht, Nat?«

»Tja, ich weiß nicht, wie ich das sagen soll. Bei uns hier im Camp ist alles okay.«  
»Und sonst?«

Professor Cochran runzelte die Stirn. Er musste nachdenken. »Wir haben deine Freundin heute noch nicht gesehen. Das ist es, was ich dir sagen wollte.«

Tony staunte. Wurde zugleich blass. »Nicht gesehen?« Er blickte auch uns an. »Was soll das heißen?«

»Wie ich es dir gesagt habe. Sie hat sich hier noch nicht blicken lassen.«  
»Dann ist sie im Wagen«, sagte ich.

»Nein. Da haben wir schon nachgeschaut. Das heißtt, ich habe den Wagen betreten. Er war offen. Dort habe ich sie auch nicht gesehen. Außerdem ist sie nicht das einzige Problem.«

»Was gibt es noch?«

»Auch Benny Flint ist weg.«

Die Antwort galt Tony Hellman, denn er konnte mit dem Namen etwas anfangen. »Was, der auch? Wieso? Wie kann das passieren? Was haben die beiden miteinander zu tun?«

»Ich habe keine Ahnung, Tony.«

Hellman schüttelte den Kopf. »Das kann ich nicht begreifen, verflixt. Das will mir nicht in meinen Kopf hinein. Das ist einfach grauenhaft.«

»Wieso?« fragte ich.

»Weil . . . weil ... Cella ihn nicht ausstehen konnte. Die waren zwar nicht wie Hund und Katze, aber bei ihnen stimmte die Chemie nicht. Das gleiche gilt auch für mich. Benny und ich waren ebenfalls nicht die besten Freunde. Es will mir einfach nicht in den Sinn, dass beide zusammen verschwunden sein sollen.«

»Das habe ich auch nicht behauptet, Tony.« Der Professor hob die Hand, als wollte er ihn stoppen. »Die beiden sind eben weg. Ob sie zusammen gegangen sind, weiß ich nicht. Ich könnte mir auch nicht vorstellen, wohin sie hätten gehen sollen.«

»Eben. Und ich auch nicht.« Tony trat mit dem Fuß auf. »Deshalb bin ich verdammt skeptisch.« Er wandte sich an Bill und mich. »Da stimmt doch was nicht. Das sieht ein Halbblinder. Da ist einiges durcheinandergeraten, dafür wette ich.«

Ich merkte, wie er sich immer mehr aufregte. Auch ich verstand das Verschwinden der Cella Lintock nicht so recht. Ich sah Bill an, dass es ihm ähnlich erging. Ich legte Hellman beruhigend eine Hand auf die Schulter. »Nun beruhigen Sie sich mal, mein Lieber. Es ist längst nicht alles verloren. Die ganze Sache kann sich noch aufklären, und später lachen wir dann darüber.«

»Meinen Sie wirklich?« Er schüttelte den Kopf. »Nein, John, nein Bill.« Er senkte seine Stimme. »Denken Sie an den schrecklichen Mord an meiner Mutter. Der passte schon nicht ins Bild. Und Cellas Verschwinden gehört dazu. Da stimmt etwas nicht. Das ist der Fluch, der alte Keltenfluch!«

Professor Cochran hatte alles gehört. »Bitte, Tony, sag nicht so etwas. Es gibt diesen Keltenfluch nicht. Was immer du auch gelesen haben magst, das stimmt alles nicht. Wenn es einen Fluch gibt, dann existiert der nur in deiner Phantasie. Du malst dir da Dinge aus, die einfach nicht stimmen können. Ich weiß ja, welches Hobby du hast. Aber die Vergangenheit ist tot. Zumindest so wie du sie siehst. Ist dir das klar?«

»Nein, Nat, nein. Ich weiß, dass wir alle hier in Gefahr sind. Wir haben an etwas gerührt, das im Verborgenen hätte bleiben sollen. Da gebe ich mir auch die Schuld. Alles andere kannst du vergessen. Ich habe es in Gang gebracht. Ich habe es getan, und ich bin letztendlich auch schuld daran, dass es so weit gekommen ist.« Er stöhnte auf und wischte durch sein Gesicht. »Damit komme ich beim besten Willen nicht zurecht, verdammt.« Er schaute zu Boden. »Ich habe das verdammt Buch geschrieben. Ich habe recherchiert. Ich bin tief und jetzt zu tief in die Materie eingedrungen.« Er ballte die Hände zu Fäusten. »Die Grenze habe ich überschritten. Ich habe nicht auf Warnungen geachtet. Ich sah ja die Bilder, doch ich war einfach zu sehr von meiner eigenen Stärke überzeugt. Jetzt muss ich dafür büßen. Oder Cella.«

Hellman hatte mehr mit sich selbst gesprochen, aber wir hatten ihn schon verstanden. Nur nicht begriffen. Ebenso wenig hatte es der Professor verstanden. Er wandte sich an mich. »Es tut mir leid, Mr. Sinclair, aber können Sie nachvollziehen, was er damit gemeint hat?«

»Nicht unbedingt. Ich möchte ihm allerdings nicht in allen Punkten widersprechen.«

Das wollte der Mann nicht akzeptieren. »Mit Verlaub gesagt, dieser Kollege ist ein kleiner Spinner. Er weiß viel, das kann ich nicht abstreiten, aber er muss zu tief in die Mystik der Kelten hineingeraten sein, die ja nun außergewöhnlich, grausam und für uns oftmals nicht verständlich ist. Da kann es sein, dass er gewisse Dinge nicht mehr korrekt in die Reihe bekommt.«

»Ja, natürlich.« Ich nickte. »Aber Sie sollten ihn nicht als Spinner abtun. Tatsache bleibt, dass zwei Personen aus dem Camp hier verschwunden sind. Das ist das Problem. Sie haben sich abgesetzt. Sie scheinen nicht eben Freunde gewesen zu sein.«

»Wer kennt schon die Menschen, Mr. Sinclair? Benny Flint ist jemand, der ein Faible für Frauen hat. Der nie aufgibt, jemand erobern zu wollen. Aber wenn Cella Lintock ihn abgewiesen hat oder wenig mit ihm zu tun haben wollte, denke ich doch, dass es gekippt sein könnte. Dann hat sie nachgegeben.«

»Das ist Ihre Meinung, Mr. Cochran.«

»Ihre nicht?«

»Warten wir es ab.«

Bill und Tony standen beisammen. Mein Freund hatte den jungen Archäologen und Schriftsteller am Arm gefasst und sprach mit ruhiger Stimme auf ihn ein. Als ich näher an sie herankam, hörte ich ihn sagen: »Sie müssen einfach die Nerven behalten. Es ist ja nicht sicher, dass Cella etwas zugestoßen ist.«

»Verdammtd, das sagen Sie. Wo sollte sie denn sein? Sie wusste, dass wir heute kommen.«

»Ja, ja, das stimmt. Nur dürfen wir nicht panikhaft reagieren und müssen der Reihe nach vorgehen. Was meinst du, John?«

»Stimmt genau.«

Tony drehte sich mir zu. »Darf ich fragen, wie das aussehen wird, Mr. Sinclair?«

»Wir werden uns erst mal den Wohnwagen anschauen und ihn genau untersuchen. Es kann sein, dass wir irgendwelche Hinweise finden, die uns auf die Spur Ihrer Freundin bringen. Möglicherweise stellt sich alles als völlig harmlos heraus.«

Tony Hellman blickte mir in die Augen und schüttelte den Kopf. »Nein, John, daran glaube ich nicht mehr. Es kann nicht sein, verflucht noch mal. So hat Cella nie reagiert. Ehrlich nicht. Das hätte sie nie getan. Für mich ist sie in diesen Kreislauf hineingeraten. Wir werden sie nicht finden, glauben Sie mir. Und noch etwas kommt hinzu. Ich habe Angst vor der kommenden Nacht. Fragen Sie mich nicht nach dem Grund, ich kann ihn nicht nennen. Aber in mir steckt eine unbestimmt Furcht, die mich innerlich kalt werden lässt. Ich hätte nicht fahren und Cella allein lassen sollen. Meine Mutter haben sie mir schon genommen, und nun ist meine Freundin an der Reihe. Der Fluch hat sich erfüllt. Er macht weiter. Ich hätte die Toten ruhen lassen sollen.«

»Wo steht Ihr Wagen?«

»Ich zeige ihn.«

Tony Hellman ging vor. Bill und ich folgten ihm. Ich erwischte noch einen Blick auf den Professor, der sich nicht bewegte und dann den Kopf schüttelte, als wir uns anschauten. Er war zu sehr Realist, um an bestimmte Dinge zu glauben, die seiner Meinung nach nicht existieren konnten.

Wie viele der Wissenschaftler waren auch Tony Hellman und seine Freunde mit einem Wohnmobil hergefahren. Nicht sehr groß, aber mit einem Eingang in der Mitte versehen, abgesehen von den beiden im Fahrerhaus. Sehr rasch öffnete Tony die Tür, stieg zuerst ein und schuf Platz, damit wir ihm folgen konnten.

Stellte man nicht zu viele Ansprüche, reichte das Wohnmobil für zwei Personen aus. Vier hätten da schon Schwierigkeiten gehabt. Ich konnte mich nicht aufrecht hinstellen, ohne mit dem Kopf gegen die Decke zu stoßen.

Wir wussten nicht, warum und wie Cella Lintock verschwunden war. Allerdings verfolgten wir die gleichen Gedanken, und deshalb suchten wir nach irgendwelchen Spuren, die auf eine gewaltsame Entführung schließen ließen. Wenn man Cella aus dem Wagen geholt hatte, dann hatte sie sich bestimmt gewehrt, denn mit Benny Flint wäre sie wohl nicht freiwillig mitgegangen.

Es war nicht geschehen. Der Wagen sah aufgeräumt aus. Auch Tony zeigte sich ratlos. Er flüsterte vor sich hin: »Ich fasse es einfach nicht. Es will mir nicht in meinen Kopf. Das ist mir unbegreiflich.«

»Hat sie etwas eingepackt?« fragte Bill. »Kleidung, zum Beispiel.«

»Weiß nicht.« Tony schaute aber nach. Er öffnete die Klappen zweier Schränke an der Wand. Dahinter befand sich der Stauraum für die Kleidungsstücke, aber es fehlte nichts. Alles lag dort zusammengefaltet wie sonst, und Tony konnte nur bestätigen, dass nichts fehlte.

»Es ist und bleibt rätselhaft«, sagte er leise. »Ich bin auch nicht von dem Gedanken abzubringen, dass sie von der anderen Macht entführt wurde. Die gibt es. Auch wenn man einen Fluch normalerweise nicht fassen kann, aber der alte hier hat sich etabliert. Er ist aus der Vergangenheit zurückgekehrt und hat nicht nur meine Mutter erwischt, sondern auch meine Freundin.« Er schüttelte den Kopf. »Es ist schlimm, das weiß ich, aber ich bringe allen Unglück, die sich in meiner Nähe aufzuhalten.«

»Noch haben wir keinen Beweis, Tony.«

Bill kam mit seinem Trost nicht an. »Das Verschwinden ist für mich ein Beweis. Ob Sie es nun glauben wollen oder nicht. Ich denke da anders. Ausgerechnet mit diesem verdammten Benny Flint. Die beiden konnten sich nie leiden.«

»Dann hätte er sie schon gewaltsam entführen müssen.«

»Nein, Bill. Ich denke da an eine andere Sache. Benny Flint kann mit der anderen Macht aus der Vergangenheit gemeinsame Sache gemacht haben.«

Auch ich kam mit dem Fall nicht zurecht. Ich war wieder einige Schritte zum Fahrerhaus hingegangen und blieb vor der offenen Seitentür stehen. Die beiden anderen blieben zurück. Bill versuchte es mit guten Worten. Er wollte nicht, dass Tony Hellman den Blick für die Realitäten verlor. Die allerdings erwischten mich auf eine ganz andere Art und Weise, denn ich nahm einen ungewöhnlichen Geruch wahr.

Zunächst dachte ich noch an eine Einbildung. Was mir da in die Nase gestiegen war, passte nicht hierher, obwohl es nach etwas Altem stank. Ein ekliger Geruch, der nicht zu dieser Umgebung passte, in der es mehr nach Staub oder Erde roch.

Ich drehte mich um. Mein Blick fiel nach draußen, und ich sah den Wohnwagen gegenüber. Das Camp lag links von mir. Dort wurde wieder gearbeitet, und auch der Professor hatte sich zurückgezogen.

Aus dieser Richtung erwischte mich der Gestank auch nicht. Verwesung, altes Fleisch. Ein Totengeruch, wie er schlümmer nicht sein konnte. Er erinnerte mich an den Friedhof, an die Gräber und auch die tiefen Gruften. Ich hatte sie oft betreten, wenn ich auf der Suche nach irgendwelchen Zombies oder Ghous gewesen war. Existierten sie hier auch?

Möglich war alles. Außerdem wusste ich nicht, was die Archäologen aus der Erde hervorholten. Andrerseits kam mir dieser eklige Geruch etwas ‚frischer‘ vor.

Ich verließ den Wagen. Der Geruch blieb. Er wurde auch nicht vom leichten Wind fortgeweht. Im Gegenteil, er kam mir noch intensiver vor und fächerte von unten nach oben in die Höhe. Ich schaute zu Boden.

Ich wusste jetzt, woher mich der Geruch erreichte. Aus der Lücke zwischen Wohnmobil und Boden.

Plötzlich erwischte mich der Schauer. Ich war darauf gefasst, etwas Schlimmes zu Gesicht zu bekommen und freute mich auch darüber, im Moment allein zu sein.

Ich kniete mich hin und schaute unter das Wohnmobil. Ein Schwall traf meine Nase! Ein widerlicher Gestank. Als wäre er mir unter dem Wagen entgegengepustet worden. Eklig, so dass ich den Atem anhielt, aber nicht die Augen schloss.

Da sah ich es. Unter dem Wagen lag eine Gestalt, die sich nicht mehr rührte. Man hatte den Toten einfach in die Lücke gequetscht und ihn dort liegengelassen ...

Tony Hellman hatte recht gehabt. In diesem verdammten Umkreis stimmte einiges nicht. Seine Befürchtungen hatten sich bewahrheitet, aber nicht die, die Cella Lintock angingen. Denn dass sie es nicht war, die unter dem Wohnmobil lag, das hatte ich schon beim ersten Hinsehen erkannt. Die Leiche war männlich.

Ich richtete mich wieder auf. Genau da verließen Bill und Tony den Wagen. Sie sahen mich noch in der Bewegung, und sofort stellte der Reporter eine Frage.

»Was hat es dort gegeben?«

»Eine Leiche«, erwiderte ich leise.

Für einen Moment blieb sein Mund offen stehen. Dann flüsterte er: »Doch nicht Cella?«

»Nein.«

Tony Hellman hatte uns gehört. Aufgeregt fragte er: »Was ist denn mit Cella?«

»Nichts ... «

Das wollte er nicht glauben und schüttelte mich durch. »Verdammtd, ich habe doch gehört, wie ihr von ihr gesprochen habt und ... « Er verschluckte seine nächsten Worte, weil er sah, wie sich Bill Conolly bückte und ebenfalls unter den Wagen spähte.

»Was gibt es dort zu sehen?«

»Einen Toten.«

Tony ließ mich los. Er war bleich geworden. »Doch nicht ... «

»Nein, nein, es ist nicht Cella, wenn Sie das befürchtet haben. Es ist ein Mann.«

»Wer denn?«

»Ich kenne ihn nicht.«

Bill richtete sich auf. Er hatte länger hingeschaut als ich, und er schüttelte jetzt den Kopf. »Das ist ein Hammer, John, das ist kaum zu fassen, ehrlich.«

»Was meinst du?«

»Ich denke, wir ziehen den Toten mal etwas vor, dann kannst du es selbst sehen.«

Dagegen hatte ich nichts einzuwenden. Tony half uns nicht. Er blieb an der Tür stehen und bewegte seinen Kopf nach links und rechts, um sich zu vergewissern, dass wir nicht beobachtet wurden. Das war nicht der Fall. Bill und ich konnten die Leiche in aller Ruhe ein Stück vorziehen. Zumindest so weit, bis wir sahen, was mit ihr passiert war.

Es war Bill, der den Toten losließ, als wäre dieser kochend heiß geworden. Er ging noch in der gebückten Haltung zurück, während ich hocken blieb und nun auch sah, was Bill so entsetzt hatte.

Abgesehen vom inzwischen verkrusteten Blut, das den Körper und auch den Boden bedeckte, fiel mir etwas auf, das wirklich mehr als schrecklich war. Man hatte der Leiche den linken Arm abgerissen, und auch an einigen Stellen des übrigen Körpers fehlte etwas. Das Gesicht allerdings war zu erkennen. Mir war der Mann fremd. Nicht jedoch Tony Hellman. Er stand noch neben mir. Ich hörte ihn würgen.

»Das ... das ... ist er.«  
»Wer?«  
»Benny Flint.«

Nach dieser Antwort lehnte er sich gegen die Außenwand des Wohnmobil. Er brauchte eine Stütze, denn er hatte weiche Knie bekommen. Ich wollte nicht, dass jemand außer uns die Leiche sah, und schob sie wieder unter den Wagen. Danach richtete ich mich auf. Bill wischte mit einem Taschentuch über seine Stirn. Besorgt blickte er mich an, als wollte er die Befürchtungen des Tony Hellman bestätigen. Tony selbst hatte sich gedreht und die Stirn gegen den Wagen gedrückt. Er sprach vor sich hin. Ich konnte jedoch kein Wort verstehen.

Ich drehte nicht durch, aber der Keltenfluch hatte von diesem Zeitpunkt an völlig andere Dimensionen bekommen. Auch ich kam mir vor wie jemand, der neben sich selbst stand. Ich wusste nicht, was ich Tony als Trost sagen sollte. Das nahm er mir ab, als er sich vom Wagen löste und seinen Blick auf mich richtete. Seine Augen waren gerötet, als hätte er geweint.

»Nun?« Ich hatte das eine Wort bewusst gesagt, weil ich mehr von ihm wissen wollte.

»Tut mir leid, ich kann jetzt nichts sagen. Das ist alles so verdammt schrecklich. Der Fluch geht weiter.«

»Aber es ist nicht Cella.«

»Ja, das stimmt. Glauben Sie denn, dass sie verschont worden ist? Glauben Sie das?« Er wartete meine Antwort gar nicht erst ab, drehte sich um und stieg in den Wagen. Bill und ich blieben zurück.  
»Sieht nicht gut aus«, meinte der Reporter.

»Da hast du recht. Erst die Mutter, dann er.«

»Und Cella Lintock ist verschwunden.« Bill schaute in die Ferne, »Ich begreife es noch nicht. Warum ist sie verschwunden?«

»Vielleicht hat sie etwas gesehen und Angst bekommen. Da hat sie es vorgezogen, sich aus dem Staub zu machen.«

»Wohin ist sie?«  
»Keine Ahnung.«

»Sie hätte längst zurückkehren können, wenn wir davon ausgehen, dass der Mord in der Nacht passiert ist.«

»Stimmt, Bill. Genau das bereitet mir auch Probleme. Sich bei Dunkelheit verstecken und dann im Hellen Alarm schlagen. Das wäre normal gewesen.«

»Und warum geschah es nicht?«

Scharf nachzudenken brauchte ich nicht. »Weil man sie daran gehindert hat. Ganz einfach.«  
»Man hat sie entführt.«

»Ja.«

»Wohin?«

»Nicht unbedingt hier in die Nähe. Ich könnte mir noch etwas vorstellen, Bill.«

»Ich auch. Ein Zeitloch, zum Beispiel. Wir haben doch genug über die Dinge während der Fahrt gesprochen. Tony Hellman arbeitet zwar hier, doch er hat sich seine eigene Welt erschaffen. Er hat sich von den anderen unabhängig gemacht. Er ging seinen privaten Weg. Er ist in dem Sinne kein Archäologe, sondern mehr Mystikforscher. Er wollte etwas Bestimmtes finden und ist nahe daran gewesen. Eine Kultstätte, uralt, magisch geweiht. Vielleicht auch ein Tor nach Aibon, das nun offen steht und auch diejenigen durchgelassen hat, die auf der anderen Seite existieren. Eben Kelten aus einem vergangenen Jahrtausend oder noch weiter zurückliegend. So hat der Fluch zugeschlagen.«

»Dann muss er uns weiterhelfen.« Bill lachte über seine eigenen Worte. »Ich frage mich nur, ob das klappt. Der Junge ist völlig durcheinander. Außerdem hat er eine wahnsinnige Angst um seine Freundin. Da wird es nicht einfach sein, ein normales Wort mit ihm zu reden.«

»Das kriegen wir schon hin.« Ich war da optimistischer als Bill.

Er ging hinter mir her, als ich das Wohnmobil betrat. Tony Hellman hatte sich an einen ausgeklappten Tisch gesetzt. Vor ihm stand eine Flasche Whisky. Er hatte bereits einen Schluck getrunken, und seine Wangen waren gerötet. Er sah uns, aber er registrierte uns nicht. Sein Blick war ins Leere gerichtet.

Wir suchten uns Plätze in seiner Nähe. Bevor einer von uns etwas sagen konnte, sprach Tony. »Sie ist weg. Cella ist weg. Einfach verschwunden. Als hätte man sie geholt.«

»Wir werden sie suchen, Tony«, sagte Bill.

»Ha. Wo denn?«

»Darüber wollten wir mit Ihnen sprechen.«

»Ich weiß es nicht«, flüsterte er. »Ich habe wirklich keine Ahnung von alledem. Ich will sie auch nicht als Leiche finden, aber ich rechne damit. Man hat sie irgendwo abgelegt. Vielleicht finde ich zuerst ihren Kopf und dann den Körper. Wie bei meiner Mutter. Ich habe mich zu weit vorgewagt. Ich hätte es wissen müssen. Der alte Fluch ist zu stark für mich gewesen.«

»Warum gehen Sie immer davon aus, dass Ihre Freundin nicht mehr am Leben ist?«

»Bill, das ist das Gesetz der Serie. Sie bringen alle um, die sich ihnen in den Weg stellen. Auch ich werde daran glauben müssen.«

»Wer ist denn sie?« fragte ich.

»Der Fluch. Der Keltenfluch. Die Sünden der Vergangenheit. All das Grauen, das ich aus der Tiefe hervorgeholt habe. So und nicht anders muss man die Dinge sehen.«

»Sie haben gegraben«, sagte Bill.

»Ja.«

»Was haben Sie gefunden?«

»Nichts, Bill, gar nichts. Oder noch nichts. Ich muss nur etwas berührt haben. Ich habe einen Kontakt ausgelöst, unterbrochen, wie auch immer. Dadurch ist die Vergangenheit wieder frei gekommen. Ich habe das Grauen geweckt, und ich trage die Schuld, wenn Cella sterben sollte. Falls sie es nicht schon ist.«

»Dann sollten wir dort mit unserer Suche anfangen, wo Sie gegraben haben.«

»Da findet man nichts.«

»Wir könnten es hervorlocken.«

Tony Hellman ging nicht auf Bills Vorschlag ein. »Es wird gleich dunkel werden. Im Camp arbeiten sie zwar noch weiter, aber dort, wo ich habe graben lassen ... «

Diesmal mischte ich mich ein und ließ ihn nicht ausreden. »Könnte es denn nicht sein, dass gerade die Dunkelheit ein wichtiger Pluspunkt für uns ist? Die Geschöpfe der Nacht, der alte Zauber, der gerade in diesen Stunden seine höchste Wirkung hat. Ich schlage vor, dass wir uns so bald wie möglich auf den Weg machen. Und Sie sollten auf jeden Fall mit dabei sein, Tony.«

»Das werde ich auch«, erwiederte er leise. »Es ist schließlich egal, wo ich sterbe.«

»Denken Sie doch nicht so.«

»Doch, das tue ich aber. Ich muss so denken, nach dem, was vorgefallen ist. Ich möchte nur, dass Cella überlebt. Ich glaube auch nicht, dass sie Benny getötet hat. Das war der gleiche Mörder, der auch meine Mutter umbrachte. Er hält sich hier irgendwo auf. Es muss ihm auch gelungen sein, riesige Entfernungen zurückzulegen. Er ist eben anders. Stärker und gefährlicher.«

»Und er ist dort begraben, wo Sie gesucht haben, nicht wahr? In dieser alten Kultstätte, die zu dem Keltendorf gehört hat, das hier freigelegt wird.«

Er nickte mir zu. »So sieht es aus. Aber ich kann das alles nicht richtig begreifen. Es ist so weit weg und unfassbar für mich. Ich habe gegraben, um etwas zu finden. Was ist tatsächlich passiert? Ich habe etwas geweckt. Etwas Furchtbare, das besser im Verborgenen geblieben wäre. Nicht nur heute gibt es Killer und Mörder. Die haben schon immer und zu allen Zeiten existiert, sage ich Ihnen.«

»Dann sollten wir jetzt gehen«, schlug ich vor. »Brauchen wir Taschenlampen?«

»Eigentlich schon. Ich werde meine holen.«

Er stand auf, und wir ließen ihn vorbei. Tony wühlte in einer Bodentrühe herum und hielt schließlich seine Lampe hoch. »Eine fehlt«, meldete er.

»Wieso?«

Er drehte sich zu Bill um. »Die meiner Freundin.«

»Was schließen Sie daraus?«

Er wollte lachen. Zumindest sah er so aus. Dann verbiss er es sich und schüttelte den Kopf. »Ich habe ihr verboten, allein die Ausgrabungsstätte zu besuchen. Immer wieder habe ich sie darauf hingewiesen. Und wenn ich das hier sehe, dann hat sie die Lampe genommen und ist dort hingegangen.«

»Ohne Grund?« fragte ich.

Tony zuckte mit den Schultern. »Was soll ich dazu sagen? Cella kann es langweilig gewesen sein. Sie gehört zu den aktiven Menschen, die einfach immer etwas tun müssen. Sie kann nicht nur einfach hier herumsitzen und auf mich warten. Ich kann mir vorstellen, dass sie auf eigene Faust losgezogen und damit in ihr Verderben gegangen ist.«

Das hörte sich schlimm an, doch widersprechen wollte ich nicht. Alles war möglich, denn noch hatten wir das Rätsel des Keltenfluchs nicht ergründet.

Bevor wir den Wagen verließen, kam ich noch einmal auf das Bild zu sprechen, das Tony gesehen hatte. Es war immer schnell erschienen und auch ebenso schnell wieder verschwunden. Noch einmal ließ ich mir das Motiv erklären, und Bill hörte zu.

»Drei Personen eigentlich. Ein Mann, eine Frau und ein Zwerg. Der Mann sah vornehm aus. Er hielt einen Stab in der Hand. Die Frau wirkte ebenfalls edel. Und der Zwerg ... ?« Er hob die Schultern. »Wie soll ich ihn beschreiben? Wie ein Zwerg eben.«

»War da nicht noch etwas?« fragte Bill.

»Ja!« stieß Tony Hellman hervor. »Der Sarg. Oder was immer es gewesen sein mochte. Ein gläsernes Gefäß. Ein Viereck, das auf einem Steinsockel stand. Darin lag jemand, den ich nicht erkennen konnte. Eine schleierhafte Gestalt, und die drei anderen haben vor dem Sarg gestanden und entsetzt hineingeschaut.«

»Sie hatten Angst vor ihm?«

»Das weiß ich nicht, Bill. Es kann sein, dass sie auch nur erstaunt gewesen sind. Oder auch entsetzt durch den Anblick, weil gewisse Dinge einfach nicht sein dürfen.«

»Genau diese Dinge müssen wir finden. Das ist ganz einfach«, erklärte ich. Es waren die letzten Worte, die wir im Wohnmobil miteinander wechselten.



Abendstimmung hatte sich über das Gelände des Camps gelegt. Da verschwammen die klaren Konturen, da wirkte alles wie von bleicher Farbe überpinselt. Die Feuchtigkeit stieg vom Boden hoch, allerdings nicht so stark, dass es zu einer dichten Nebelbildung kam. Der Dunst hielt sich in Grenzen und schwebte sanft über dem Gelände.

Einen Sonnenuntergang erlebten wir nicht, dazu war es zu bewölkt. Fern im Westen hatte die graue Wolkendecke einen rötlichen Schimmer bekommen.

Tonys Kollegen arbeiteten auch jetzt. Diesmal im Licht starker Scheinwerfer. Einige von ihnen strahlten in die große Grube hinein, wo gegraben, vermessen und gesammelt wurde. Daten für einen Computer, dessen Programm dann den Umriss und die Details der Keltensiedlung nachzeichnete.

Ich sah auch innerhalb des Zeltes das helle Licht. Die dort arbeitenden Menschen zeichneten sich manchmal an den Wänden als übergroße Schattenrisse ab. Hin und wieder bewegte sich auch ein Schatten, wenn der eine oder andere aufstand und ein paar Schritte ging.

Wir waren froh, dass uns Professor Nat Cochran in Ruhe gelassen hatte. Vom Tod seines Mitarbeiters Benny Flint würde er früh genug erfahren. Momentan konnten wir keine neugierigen Fragen gebrauchen. Wenn er dann zum Wohnmobil kam, waren wir eben nicht da.

Wir hatten uns praktisch weggestohlen und waren zu Tony Hellmans ‚Arbeitsplatz‘ gegangen. Er lag am Rande des Ausgrabungsfeldes. Schweres Gerät hatte sich in einen Hügel oder eine Böschung hineingefressen und einen Weg freigeschaufelt. Damit die Decke nicht einstürzte, war sie durch Stempel gestützt worden. Mir kam der Eingang vor wie der Zugang zu einem Bergwerk. Ich wandte mich an Tony, der zwischen Bill und mir ging. »Warum hat man das Gelände nicht von oben her abgetragen?« fragte ich. »Das wäre normaler gewesen.«

Er gab mir recht und fügte dann hinzu: »Auf meinen Rat hin ist man behutsamer vorgegangen. Man wollte nichts zerstören. Außerdem waren wir nicht sicher, ob sich die Kultstätte genau an diesem Platz befand. Deshalb gingen wir sehr vorsichtig zu Werke. Ich hätte schon Bescheid gegeben, wenn es mir gelungen wäre, einen Hinweis zu finden.«

»Also haben Sie nichts entdeckt, Tony?« forschte ich nach.

»So ist es.«

»Bis auf die Bilder«, sagte Bill leise.

»Ja, aber sie waren nicht real.«

Ich hatte mein Kreuz von der Brust genommen und es in die Tasche gesteckt. Zwar konnte ich mich nicht darauf verlassen, dass es auf die alte Druidenmagie reagierte, aber gewisse Zeichen würde es mir vielleicht geben. So hatte ich erlebt, dass es grünlich aufgeflimmert war, als ich einen direkten Kontakt mit Aibon bekommen hatte.

Die schwache Helligkeit des Resttages blieb hinter uns zurück, als wir in die Böschung oder den Hügel hineinschritten. Der Eingang hätte in seiner Breite auch zu einem Dom gepasst, und es war hier ebenso still wie in der Kirche.

Meine kleine Lampe ließ ich noch stecken. Dafür schaltete Tony seine Taschenlampe ein. Ein breiter Strahl verließ das Gehäuse. Er zitterte leicht.

Das Ende war zu sehen. Der Lichtkreis malte sich auf einer dunklen Wand ab und sah aus wie ein kleiner Vollmond, der uns entgegenleuchten wollte.

In meiner Nase schwebte noch immer der leichte Verwesungsgeruch. Ich hoffte, dass er sich hier nicht verstärken würde, und hatte auch das entsprechende Glück.

Statt dessen nahmen wir den feuchten Geruch der Erde auf. Dunkle Wände umgaben uns. Sie waren nie glatt. Wenn das Licht der Lampe über sie hinweggeisterte, sahen wir einige Risse, und daraus wuchsen auch manche Gräser oder dünne Strauchreste hervor, die sich unterirdisch ihren Weg gebahnt hatten.

Nach Spuren zu suchen, brachte nichts. Der Boden war einfach nicht glatt genug. Uneben, bedeckt mit Steinen der unterschiedlichsten Größe. Hier hatte niemand gefegt. Die Hoffnung, in dieser Umgebung Cella Lintock zu finden, war längst geplatzt.

Wir kamen nur noch wenige Schritte weit, dann mussten wir stehen bleiben, da die Wand uns den weiteren Weg verwehrte. Tony Hellman atmete seufzend, bevor er sagte: »So weit bin ich auch gekommen. Ab jetzt ist Schluss.«

»Haben Sie nie etwas entdeckt?« fragte Bill.

»Nein.«

»Gespürt?«

»Auch nicht.«

»Nicht die Bilder?«

»Nein, die habe ich in der Nacht erlebt, aber nie direkt in der Höhle.«

Bill wandte sich an mich. »Glaubst du daran, dass wir hier falsch sein könnten?«

»Nein.«

»Aber du hast keinen Beweis?«

»Himmel, Bill, den habe ich noch nicht. Aber wo sollten wir sonst beginnen? Außerdem gehe ich mal davon aus, dass auch Cella Lintock diesen Weg gegangen ist.«

»Wobei sie verschwand.«

»Klar.«

»Oder entführt wurde.«

»Vielleicht beides.«

»Sie glauben nicht daran, dass Cella umgebracht wurde?«

»Nein, Tony«, sagte ich. »Wenn das der Fall gewesen wäre, dann hätten wir sie gefunden. Ich habe den toten Benny Flint nicht vergessen und befürchte, dass er Opfer eines Ghouls geworden ist. Oder zumindest eines Wesens, das damit Ähnlichkeit hat.«

»Es gab ja Kelten, die Kannibalen waren«, sagte Tony. »Das vergessen viele Menschen immer wieder.«

Auf seine Bemerkung ging ich nicht ein. Sehr dicht trat ich an die Wand heran und strich mit den Fingern darüber hinweg. Es wollte mir einfach nicht in den Kopf, dass die Wand einfach nur dort stand und nicht mehr bedeutete.

Die Berührung führte ich normal durch. Da hatte sich nichts verändert. Kalter und leicht feuchter Lehm, über den meine Fingerkuppen hinwegglitten. Normaler Widerstand. Kein geheimer Verschluss, durch den sich die Wand öffnen ließ. Gesperrte Zugänge, das war alles.

Bis ich die Stimme in meinem Kopf hörte. So schnell und plötzlich, das ich zusammenzuckte. »Geh! Geh weg ... !«

Ich tat das Gegenteil und blieb wie erstarrt stehen. Natürlich war meine Reaktion aufgefallen, und ich hörte auch Bill Conollys Frage: »He, was hast du?«

Ohne mich zu bewegen, gab ich die Antwort mit sehr leiser Stimme. »Da war etwas. Ich habe eine Warnung erhalten. Eine Geisterstimme in meinem Kopf.«

»Und?«

»Ich oder wir sollen gehen!«

Bill sagte nichts. Er schaute auf Tony, der sich nicht bewegte. »Hast du das auch schon erlebt?«

Uns kam Hellman vor wie jemand, der erwachte, kurz nachdachte und den Kopf schüttelte. »Ich noch nie. Ich habe nur die Bilder gesehen und keine Stimmen gehört.«

Um die beiden hatte ich mich nicht gekümmert. Meine Hand war in die Tasche geglipten, und wieder strich ich über die Umrisse des Kreuzes hinweg. Ich hoffte auf ein Zeichen, auf eine Erwärmung, aber es tat sich nichts.

»Hol es doch hervor, John!« bat Bill.

Den Gefallen tat ich ihm. Es lag auf meiner offenen Hand und wurde von Tony Hellman angestarrt, der sich allerdings mit einem Kommentar zurückhielt. Es war keine Erwärmung zu spüren. Auch keine Veränderung von der Farbe her. Trotzdem brachte ich es zuerst in die Nähe der Wand und sorgte dann für die Berührung.

»Was machst du da?« Wieder war es die fremde Stimme, die durch meinen Kopf huschte, und abermals schrak ich zusammen.

»Was ist denn?«

Diesmal erhielt Bill keine Antwort, denn ich blieb mit der Wand in Kontakt. Für mich stand schon jetzt fest, dass es Tony Hellman bis zum ‚Tor‘ geschafft hatte. Zwar war für uns nichts zu sehen, aber dahinter musste es einfach liegen.

»Nein, was tust du ... ?« Wieder wurde der Kontakt aufgenommen. Diesmal hatte die Stimme sogar etwas ängstlich geklungen, als befürchtete der Sprecher, dass eine Welt zusammenstürzen würde.

Ich nahm ebenfalls Kontakt auf. Allerdings nur in Gedanken. Dabei konzentrierte ich mich auf das andere, das ich nicht sah. Diese Art der Kontaktaufnahme war mir nicht neu. In der Vergangenheit hatte sie schon mehr als einmal geklappt, und auch jetzt wurde ich davon nicht im Stich gelassen.

»Öffnet euch! Bitte! Zeigt mir etwas von eurer Welt. Ich weiß, dass ich vor einem Tor stehe. Ich kenne Aibon. Ich bin schon da gewesen. Zeigt euch. Ich will euch helfen ... «

Während dieser gedanklichen Bitten hatte ich die Wand und auch das Kreuz nicht aus den Augen gelassen. Der Kontakt war geblieben, und ich hoffte noch immer, dass es als Schlüssel diente, denn manchmal reagierte es auch im Paradies der Druiden.

Jetzt zirkulierte nicht nur eine Stimme durch meinen Kopf, sondern gleich mehrere. Und es waren nicht nur die Stimmen von Männern. Ich hörte auch die einer Frau und erinnerte mich daran, dass eine Frau auf dem Bild gewesen war, das Tony gesehen hatte. Dann musste die andere Männerstimme dem Zwerg gehören. Sie hatte rauher geklungen.

Verstehen konnte ich nichts. Klare Worte wurden nicht gesprochen. Mir kam es mehr vor, als wären die drei Personen in ein ziemliches Durcheinander geraten.

Bis es passierte. Und es ging sehr schnell. Plötzlich flimmerte die Wand vor mir auf. Ob das Kreuz dazu beigetragen hatte, wusste ich nicht. Jedenfalls trat die Dunkelheit zurück, und aus dem Hintergrund - so kam es mir vor - schob sich etwas nach vorn und sah dabei aus wie auf eine Glaswand gemalt.

Groß, breit und auch hoch! Ich hielt den Atem an, denn ich starrte genau auf die Szene, die ich schon kannte.

Drei Personen. Eine vierte, die in einem Glassarg oder einem ähnlichen Gefäß lag. Sie war wirklich nicht genau zu erkennen, da innerhalb des gläsernen Sargs ein heller Dunst oder Nebel schwebte und die recht helle Gestalt einhüllte.

Trotz des Glases war es mir nicht möglich, die Gestalt zu erkennen. Sie bewegte sich auch nicht, aber sie musste schon schrecklich sein, denn die drei starnten sie an, als hätten sie Furcht vor ihr, obwohl sie in einem Sarg lag.

Sahen sie mich? Zumaldest sah ich sie. Auch Bill Conolly und Tony Hellman starnten sie an. Tony hatte es die Sprache verschlagen. Ausgerechnet jetzt, als er das Bild sah, das ihm sonst nur in der Nacht so blitzschnell erschienen war.

Der Mann mit den dunklen Haaren hielt eine Waffe in der rechten Hand, deren unteres Ende er auf den Boden stützte. Zuerst dachte ich an ein Schwert, dann fiel mir auf, dass die Waffe keinen Griff, dafür aber eine Kugel an ihrem oberen Ende besaß.

Sie schimmerte golden, sie musste etwas zu bedeuten haben, und ich bewegte mein Kreuz darauf zu. Hand und Kreuz befanden sich noch auf dem Weg, als es passierte. Plötzlich kam es zu dieser Verbindung zwischen der Kugel und meinem Kreuz. Diesmal strahlte auch mein Talisman. Er tat das gleiche wie die Kugel, nur war ihr Licht hell, sehr weiß und glänzend, als hätte jemand Licht in einen Nebel geschickt. Im nächsten Augenblick war die Verbindung zwischen meinem Kreuz und der Kugel hergestellt.

Ich merkte, wie sich das Tor öffnete. Die andere Seite, die andere Welt, die der Kelten und Druiden wollte mich haben. Ein gewaltiger Sog entstand, der mich nach vorn zerrte. Unsichtbare Finger hatten mich gepackt und rissen so stark an mir, dass ich den Kontakt mit dem Boden verlor und nach vorn fiel.

Genau auf das Bild zu - und ich segelte hinein!

Alles war anders. Nur die Stimmen blieben. Sie schrieen, sie jammerten, als wollten sie große Angst ausdrücken. Aber sie gingen auch unter in einem neuen sausenden Geräusch, das durch meinen Kopf jagte, so dass er kurz vor dem Platzen stand.

Von diesem Augenblick an wusste ich nichts mehr ...



Die andere Seite. Die andere Welt. Eine andere Zeit. Tiefste Vergangenheit.

Das alles fuhr mir durch den Kopf, als ich wieder erwachte und die Augen aufschlug. Nein, eigentlich war es kein richtiges Erwachen, denn ich war nicht bewusstlos geworden. Ich war nur hineingefallen in eine andere Welt und hatte die Grenze passiert, von der ich als normaler Mensch nichts mitbekommen hatte.

Bei Reisen dieser Art verliert der Mensch das Gefühl für Zeit. So konnte auch ich nicht sagen, ob sie überhaupt noch an der Schnittstelle zwischen Vergangenheit und Gegenwart normal abgelaufen war. Jedenfalls hatte ich das transzendentale Tor überwunden, und mit mir zusammen auch Bill Conolly und Tony Hellman.

Mein Freund nahm es locker, denn er sagte: »Willkommen bei den alten Kelten ... «

Ich drehte mich um. Gefallen war ich nicht. Ich stand auf meinen eigenen Beinen, als hätte ich nur einen normalen Schritt benötigt, um die Zeiten zu überwinden.

Bill grinste mich an. Allerdings nicht locker, wie es sonst seine Art war, sondern verzerrt. Die Umgebung hier war ihm nicht geheuer, das stand fest.

Gleiches galt für Tony Hellman. Eigentlich hätte ihm, dem Kelten-Forscher, ein Traum erfüllt werden müssen. In die Zeit zu reisen, die für ihn so wichtig war. Die er erforschte, über die er ein Buch geschrieben hatte. Danach lebten Autoren wie er. Doch glücklich sah er nicht aus. Er stand da, wischte mit der rechten Hand über sein Haar und schaute sich ängstlich um.

Er war noch nicht ansprechbar. Auch ich musste mich zunächst in der neuen, fremden Umgebung zurechtfinden. War das Aibon?

Ich kannte das Paradies der Druiden, und ich wusste auch, dass es nach einem dualistischen System funktionierte. Auf der einen Seite stand das Positive, mit dem ich auch die Gestalt des Roten Ryan und das Rad der Zeit verband. Auf der anderen existierte auch die Welt des gefährlichen, mächtigen und bösen Druidenfürsten Guywano, der die andere Seite beherrschte.

Weder die eine noch die andere kam mir bekannt vor und umgab uns hier. Deshalb konnte es durchaus sein, dass uns die Magie ganz woanders hingeschafft hatte.

Die Luft war zu atmen, auch wenn sie sich anders anfühlte als in der normalen Welt. Etwas frischer, mit fremden Geräuschen versehen. Sie roch nach Erde und recht streng.

Ich schaute in die Ferne. Es gab Licht. Es gab auch eine Länge, eine Breite und eine Höhe. Nur kamen mir die Maße anders vor als in unserer Welt. Sie schienen sich zusammen- oder ineinandergeschoben zu haben. Die Entfernung waren klein und groß zugleich, und irgendwie boten sie sich uns als optische Täuschungen dar. So als könnten sie sich verändern. Mal zusammenziehen, um dann wieder auseinander zu gehen. Es war schon sehr rätselhaft, was wir hier sahen. Grenzenlos und trotzdem in Grenzen. Wie Gefangene in einem Würfel, dessen Seiten sich ständig veränderten.

Auch Bill Conolly war es nicht geheuer. »Kann das denn Aibon sein?« fragte er.

»Ich denke nicht.«

»Dann sind wir uns einig. Und wo finden wir die drei Personen und den gläsernen Sarg?«

Damit hatte er ein Problem angesprochen, über das auch ich schon nachgedacht hatte. Die Szene war verschwunden. Wie eingetaucht in den bräunlichen Boden, auf dem wir standen, der zugleich von struppigen Gewächsen bedeckt war, ansonsten aber glatte Steine zeigte, die an allen möglichen Stellen daraus hervorwuchsen.

»Das ... das ... kann auch eine Falle gewesen sein«, flüsterte Tony Hellman. »Man hat uns herlocken wollen. Man will uns hier in dieser Welt behalten und ... « Er drehte sich auf der Stelle. »Verdammst, schaut euch doch nur mal um. Wir stecken hier fest. Es gibt kein Ziel, zu dem wir hingehen könnten. Zudem ist alles so seltsam. Man sieht weit und trotzdem nah. Da stimmt doch vieles nicht mehr.«

Irgendwie hatte er recht. Diese Welt oder Dimension war tatsächlich verhext. Ich konnte mir einfach nicht vorstellen, dass wir uns an dem gleichen Ort aufhielten wie auch in unserer Zeit. Da war schon einiges quer gelaufen. Denn auch die Welt der Kelten hatte vom Prinzip her so ausgesehen wie die unsere.

Es gab keinen Rückweg. Dieser Tunnel besaß nur eine Vorder-, aber keine Rückseite. Also mussten wir uns in einer magischen Zone befinden, wo immer sie auch lag. Es gab schließlich unendlich viele Dimensionen, die auch von anderen Mächten beherrscht wurden.

Als ich Tony Hellman anschaute, wusste ich, an wen er dachte. »Sie suchen Cella, nicht wahr?«

»Ja, ich würde sie gern sehen.« Er schaute in die Weite. »Ich habe einfach das Gefühl, dass sie nicht weit entfernt ist. Sie muss hier sein, falls sie nicht tot ist. Aber ich weiß nicht, wo wir sie suchen sollen.« Er schaute sich verzweifelt um.

Es war zwar nicht die beste Antwort, aber ich gab eine alte Weisheit von mir. »Was auch immer passiert, Tony, es geschieht nie grundlos. Das gilt für Cella ebenso wie für uns. Man hat uns geholt. Hineingezerrt in diese Welt, woran ich nicht ganz unschuldig war. Da dies so ist, kann ich mir denken, dass man mit uns auch etwas vorhat.«

»Können Sie sagen, was? Sie haben doch Erfahrungen, ebenso wie Bill.«

»Nein, das kann ich leider nicht. Es ist nie etwas ganz gleich. Es gibt immer wieder Veränderungen, so dass man sich nicht festlegen kann. Zuerst haben Bill und ich auch angenommen, dass wir nach Aibon gekommen sind. Das scheint sich nicht zu bewahrheiten, denn diese Umgebung hier hat weder Ähnlichkeit mit der einen oder mit der anderen Seite. Wir sind ratlos.«

Das blieb nicht so, denn Bill meldete sich. »Da kommt jemand.« Er lachte scharf. »Ob ihr es glaubt oder nicht ... «

Er hatte in eine andere Richtung geschaut, in die wir uns jetzt drehten. Bill Conolly hatte sich nicht getäuscht. Auf dieser freien Fläche sahen wir eine Bewegung. Vor uns und wie leicht gekrümmt im Raum liegend. Gekrümmt und zugleich gerade und aufrecht. Da stimmten plötzlich die Entfernungen nicht mehr. Die Welt um uns herum verengte sich, und so kam die Person rascher auf uns zu, wie es ihrem langsam Gang nach eigentlich hätte sein müssen.

Tony Hellman bekam den Mund vor lauter Staunen nicht mehr zu. Aus der Kehle drangen unverständliche Laute. Es waren keine Worte, sondern Geräusche. Sein Gesichtsausdruck zeigte uns an, dass die Person in der Ferne oder Nähe ihm bekannt war.

Dennoch dauerte es etwas, bis er sprechen konnte und dabei zitternd den Arm hob. »Das ist sie. Mein Gott, das ist Cella ... «

Wir mussten ihm glauben, gaben auch keinen Kommentar und schauten zu wie Cella näher kam. Sie ging leicht, locker, sie lächelte sogar, und sehr plötzlich war sie in unserer Nähe, als hätte sie die letzte Strecke in Siebenmeilenstiefeln überwunden.

Ruhig blieb sie vor uns stehen. Ich kannte sie nicht, trotzdem suchte ich nach einer Veränderung bei ihr. Nach einem Hinweis möglicherweise, der aus dieser Welt stammte, wobei sie eben ihre Spuren hinterlassen hatte.

Da war nichts zu sehen. Sie war ein Mensch geblieben, und sie war auch so angezogen. Einen dünnen Pullover, eine Hose, eine Jacke, die bis zu den Hüften reichte. Ein etwas blasses Gesicht mit großen Augen. Starre Züge, die kein Lächeln zeigten. Augenblicklich stand sie vor uns wie eine lebendige Puppe.

»Sie ist so anders«, flüsterte Tony Hellman. »Sie ist die gleiche. Trotzdem kommt sie mir anders vor. Ich kann es nicht genau beurteilen, aber das ist so. Schrecklich ... «

»Sie ist Ihnen fremd?« fragte Bill.

»Ja.« Er räusperte sich. »Verändert. Nicht mehr die gleiche wie sonst. Diese Welt hier hat sie gezeichnet. Sie muss etwas Schlimmes erlebt haben.«

»Sprechen Sie Cella an.«

»Ich ... ich ... traue mich kaum.«

»Sollen wir es für Sie übernehmen?«

»Nein, Bill, nicht.«

»Dann los.«

Es fiel Tony schwer. Aber er wusste, dass es keine andere Möglichkeit gab. Und so musste er den Schritt gehen, was er im wahrsten Sinne des Wortes tat.

Er blieb so dicht vor ihr stehen, dass er sie berühren konnte, ohne großartig den Arm auszustrecken. Zärtlich streichelte er ihr Gesicht und wartete auf ein Lächeln, das allerdings nicht erfolgte. Sie blieb starr. Tonys Hand sank nach unten. »Ich verstehe das nicht. Das ist mir so fremd ... «

»Sprechen Sie Cella an«, riet ich ihm. »Sagen Sie zuerst ihren Namen.«

»Ja - gut.« Er musste sich zusammenreißen, um es schaffen zu können.

Bill und ich konnten ihn verstehen. Diese Frau - ob sie nun normal lebte oder nicht - wirkte irgendwie wie ein Zombie. Eine lebende Tote, die in dieser Welt dazu gemacht worden war. Eine gefährliche Frau, die unter dem Einfluss einer schlimmen Magie oder Kraft stand, die sich in dieser Welt gesammelt hatte.

»Du musst mich doch kennen, Cella. Ich bin es. Ich, dein Tony. Ich habe Freunde mitgebracht. Wir sind gekommen, um dich zu retten. Wir wollen dich hier wegholen. Wir alle gehören nicht hierher, verstehst du das, Cella?«

Wir erhielten keine normale Antwort. Aber Cella blieb auch nicht so starr. Sie nickte plötzlich.

Tony Hellman konnte nicht mehr. Er musste einfach lachen. Dabei sprach er uns an. »Verdammt, habt ihr es gesehen? Habt ihr gesehen, wie sie nickte?«

»Sie hat verstanden«, sagte ich. Tony war jetzt völlig aufgeregten und wirkte wie ein kleiner Junge. »Aber warum sagt sie nichts?«

Er irrte sich. Cella sprach. »Man hat vergessen, ihm den Kopf abzuschlagen. Man hätte es tun müssen. Jetzt ist es zu spät. Er ist noch immer der Herrscher.«

Mit dieser Antwort hatte sie nicht nur Tony Hellman überrascht. Auch wir fanden keine Erklärung dafür.

»Von wem spricht sie?« flüsterte Tony.

»Frag sie«, sagte Bill.

»Natürlich, gleich.« Er nickte heftig. »Hörst du, Cella? Ich werde dich jetzt etwas fragen. Wer ist es? Bei wem wurde der Kopf nicht abgeschlagen?«

Cella überlegte. Zumindest regte sich etwas in ihrem Gesicht. Sie bewegte die Augenbrauen. »Es ist der alte Keltengott. Er ist so schrecklich. Er hat nicht getötet werden können. Sie hätten ihm den Kopf abschlagen müssen. Es wurde versäumt. Man hat ihn nur eingesperrt, aber er ist so mächtig, dass er sein Gefängnis verlassen kann.«

»Ist es der gläserne Sarg?« fragte ich.

»Ja, da liegt er.«

»Und wo finden wir ihn?«

Wieder sprach Cella, aber ich erhielt keine direkte Antwort. »Sie haben es auch jetzt versucht, aber sie sind nicht in der Lage. Der Gott ist zu stark. Er kann die Grenzen überwinden. Er holt sich alles. Er bleibt nicht nur in seiner Welt. Er ist einer, den sie früher angebetet haben. Er hat die Menschen in seinen Bann gezogen, so dass Menschen Menschen aßen. Die alten Rituale, sie stammten von ihm. Er hat auch die großen Gräber geschaffen ... «

Tony Hellman war so nervös, dass er dazwischensprach. »Wo sind diese Gräber? Kennst du sie?«

»Man hat sie mir gezeigt.«

»Wer denn?«

»Ich habe auch den Knochenturm gesehen.«

»Bitte, Cella, wer ist es gewesen?«

»Meine Freunde.«

»Du hast hier Freunde?«

»Ja, sie haben mich geholt. Der Prinz, seine Frau und der Zwerg. Sie versuchen vergeblich, den Druidengott zu stellen und ihn endlich zu töten ... «

»Warum können sie es nicht?«

»Ich weiß es nicht. Aber ich weiß, dass er Hunger hat. Manchmal kommt er durch das Tor, wenn er keine frische Nahrung findet. Dann holt er sich, was er braucht. «

»Wie Benny Flint«, flüsterte ich. Cella Lintock nickte, als hätte sie mich gehört. »Ich weiß es, denn er hat sich mir gezeigt.«

»Wo ist das passiert?«

»In unserer Welt. Er kam dorthin. Ich weiß nicht, ob er auch mich wollte. Aber ich war nicht allein. Ich bekam Besuch. «

»War es Flint?«

»Ja, er ... «

Das konnte Tony Hellman nicht gefallen. Plötzlich regte er sich auf. »Was wollte er von dir, Cella? Wollte er ausnutzen, dass ich nicht da gewesen bin? Hat er das vorgehabt? Wollte er mit dir anbändeln und dich dazu zwingen ... «

»Er ist dann gegangen.« Sie hatte ihn nicht ausreden lassen. »Ja, er merkte, dass ich nicht wollte. Ich habe ihn rausgeworfen und bin im Wagen geblieben. Später hörte ich es.«

»Was hörtest du?«

Sie erzählte uns alles. So erfuhren wir auch, dass sie es gewesen war, die den Toten unter den Wagen geschoben hatte. Und wir erfuhren, dass sie von ihren neuen drei Freunden mit in diese Welt genommen worden war. Aber sie erzählte uns nicht den Grund und was man hier mit ihr vorhatte.

»Hast du Angst, Cella?« fragte ich. »Hast du Angst davor, auch eine Beute zu werden?«

»Ja, große.«

»Und kannst du uns sagen, wo wir ihn finden? Liegt er noch immer in seinem gläsernen Sarg?«

»Nein oder ja. Ich weiß es nicht. Ich habe vieles gesehen. Ich war beim Leichenfeld. Eine Pyramide aus Knochen, aus Toten. Das ist seine eigene Welt. Sein Friedhof.«

Wir mussten schlucken, als wir das hörten. Pyramide aus Leichen, aus Knochen. Ein Gräberfeld, das war schon der reine Wahnsinn, so etwas zu hören.

Tony musste seine Freundin einfach anfassen. Er nahm ihre Hand, hob den Arm an und drückte die Lippen auf ihren Handrücken. »Wir bleiben zusammen. Wir helfen uns. Du ... du ... brauchst keine Furcht zu haben. Wir werden den Druidengott stellen.«

Sie tat nichts. Drückte seine Hand auch nicht zur Seite und ließ es zu, dass er sie in den Arm nahm. Wir ahnten, dass uns grauenvolle Dinge bevorstanden, da tat es gut, zu sehen, dass sich zwei Menschen mochten und sich gegenseitig Wärme gaben.

Das Problem war der Weg. Noch standen wir quasi im Nichts, aber wir wussten auch, dass sich dieses Nichts schnell ändern konnte, weil diese Dimensionen hier anders lagerten waren.

Für uns war Cella Lintock die Person, auf die wir uns verlassen mussten. Als sich beide voneinander gelöst hatten, wandte ich mich an sie. »Kannst du uns führen oder weißt du nicht, wo sich der alte Druidengott aufhält?«

Sie blickte mich an, als wäre ich erst jetzt neu hinzugekommen. »Wir werden ihn finden. Es ist seine Welt. Es ist sein Reich. Er lebt noch immer. Erst wenn er vernichtet ist, wird diese Welt zusammenbrechen. So habe ich es gehört.«

»Von deinen Freunden?«

»Ja, denn sie halten zu mir.«

Es war gut, dass Cella Verbündete gefunden hatte. Wahrscheinlich hatten sie auch ihr Überleben garantiert. Zumindest bis zu diesem Zeitpunkt. Was noch folgte und welch böse Überraschungen auf uns lauerten, konnte niemand wissen.

Tony wollte seine Partnerin nicht allein lassen. Als sich Cella drehte, ergriff er ihren Arm, ließ ihn auch während der ersten Schritte nicht los, und Cella tat dabei nichts. Sie wollte auch, dass ihr Freund direkt bei ihr blieb.

Wir schritten tiefer in diese Welt hinein, in der auf den ersten Blick alles normal aussah. Es war ein normales Gehen. Die Füße berührten den Boden, und doch kam es mir anders vor. Da gab es eine gewisse Instabilität, die wir nicht spürten, jedoch sahen, denn beim Aufsetzen schien der Boden jedesmal ein Stück zur Seite oder nach vorn zu gleiten und unter den Sohlen wegzurutschen. Es blieb bei der optischen Täuschung, denn den Halt verloren wir nie.

Es änderte sich nichts. Es gab keine Berge, keine Wälder, keine Täler oder Mulden. Nur eben dieses flache Gelände. Ich fragte mich wirklich, ob wir tatsächlich auf der Stelle gingen, an der wir auch durch die magische Reise in die Vergangenheit hineingeraten waren. Ich glaubte es nicht. Immer mehr gelangte ich zu der Überzeugung, dass wir uns nun in einer anderen Dimension befanden.

Es war nicht direkt hell, es war auch nicht dunkel. Das Licht musste man einfach hinnehmen, obwohl wir keine Quelle entdeckten. Es lag über dem Land, und es bestand auch aus langen Schatten, die sich ineinandergeschoben hatten und deshalb wie versetzt wirkten.

Cella Lintock hatte von einem Leichenfeld gesprochen. Auch von einer Pyramide der Toten. Beides bekamen wir nicht zu Gesicht. Wir schauten in die Ferne, die zugleich eine Leere war, aber sie kam uns nicht so vor, sondern mehr wie eine ferne Nähe.

Dann stolperte Tony Hellman. Er rutschte aus dem Arm seiner Freundin weg, fiel auf die Knie, fluchte leise und drehte sich in der gebückten Haltung. Er sah, worüber er gestolpert war.

Und wir sahen es auch!  
Es war ein Körper!  
Ohne Arme, ohne Beine - und ohne Kopf!

Cella wich zurück. Sie riss ihre Hände hoch und presste sie gegen die Wangen. Trotzdem konnte sie noch sprechen. Jedes Wort drang abgehackt aus ihrem Mund, während sie den Blick nach unten gerichtet hatte.

Der Körper war nicht nackt. Dafür jedoch sehr klein. Ein Hemd bedeckte ihn, und es waren auch noch die kurzen Ärmel zu sehen, aus deren Öffnungen jetzt nichts mehr hervorschautete.

»Es ... es ... ist er ...«, flüsterte sie.  
»Der Zwerg?« fragte ich.

Cella nickte und weinte dabei. Sie drehte ihren Kopf zur Seite, während Tony am Boden hockte und zitterte. Bill ging zu ihm. Ich kümmerte mich um Cella.

»Hast du eine Erklärung?«

Sie wusste nicht, ob sie nicken oder den Kopf schütteln sollte. Schließlich zuckte sie die Achseln. »Die drei wollten ihn töten. Schon damals und jetzt. Sie haben es immer wieder versucht, aber der Druidengott ist ihnen zuvorgekommen. Es ist lächerlich, wenn man denkt, dass er in seinem Sarg ungefährlich wäre. Wenn er hungrig ist, verlässt er ihn. Sie wollten es nicht mehr. Sie konnten nicht akzeptieren, dass er nicht sterben wollte, und jetzt das hier.«

»Dann können wir damit rechnen, dass er auch die anderen beiden erwischt hat?«  
»Hoffentlich nicht.«

»Gut«, sagte ich und drückte eine Hand gegen ihren Rücken, »lass uns weitergehen.«

Sie nahmen ihren Weg wieder auf. Auch Tony gesellte sich an ihre Seite. Er hielt sich fest, und er schaute jetzt mehr nach unten, weil er - wie auch wir - mit weiteren ‚Stolperfallen‘ rechnete. Für mich war es nur eine Frage der Zeit, wann wir am Ziel sein würden und auch die anderen zu sehen bekamen. Den menschenvernichtenden Druidengott ebenso wie auch den Prinzen mit seiner Begleiterin oder Frau.

Jetzt wünschte ich mir den gleichen Kontakt, wie ich ihn kurz vor der Zeitreise erlebt hatte. Man kann nicht immer Glück haben. Es blieb alles beim alten. Auch mein Kreuz zeigte keine Veränderung. So mussten wir darauf warten, dass die andere Seite reagierte und uns zum Handeln zwang.

Etwas veränderte sich schon. Es wurde düsterer, und auch die Luft verlor an Frische. Man konnte den Eindruck bekommen, einem bestimmten Gebiet immer näher zu kommen, in dem der Tod auf seine spezielle Art und Weise regierte.

Noch war nichts Genaues zu erkennen. Eine Welt, die in düstere Schatten eingepackt worden war. In der sich Entfernungen verfremdeten und verformten. Der Boden blieb dunkel, sein Bewuchs trat zurück. Er war nur noch kahl.

Bill nickte mir zu. »Es scheint, dass wir nicht mehr lange zu gehen haben.« Mein Lächeln fiel etwas bissig aus. »Da hätte uns Cella auch mehr sagen können.«

»Wie soll ich das verstehen, John? Traust du ihr nicht?«

Mein Blick fiel auf Cella und Tony, die vor uns gingen. Der Mann hielt seine Freundin fest, als wollte er sie nie mehr loslassen. Ich war mir über ihre Rolle nicht so ganz klar. Noch wusste ich nicht, wie ich sie einschätzen musste. Dass sie nicht zur anderen Seite gehörte, stand für mich fest. Fragte sich nur, was mit ihr passiert war. Wo stand sie?

»Es hängt nicht mit dem Vertrauen unbedingt zusammen, Bill. Ich weiß nicht, ob sie uns alles gesagt hat. Das ist es. Ich kann mir vorstellen, dass sie mehr weiß.«

»Und warum sollte sie geschwiegen haben?«

»Keine Ahnung. Man kann sie geschickt und zuvor unter Druck gesetzt haben.«

»Das glaube ich nicht«, erwiderte Bill. »Schließlich war ihr Entsetzen nicht gespielt, als wir den Körper entdeckten. Da hat sie Angst bekommen.«

Ich hob kurz die Schultern. »Mal sehen, wie es weitergeht und ob wir es schaffen, an den Druidengott heranzukommen. Wenn ja, müssen wir ihm den Kopf abschlagen. Es kann auch sein, dass wir als einzige übriggeblieben sind.«

Bill schwieg. Er deutete nach vorn. Er blieb stehen, weil auch Tony und seine Freundin angehalten hatten, denn sie hatten ebenfalls die Knochen gesehen, die links von uns auf dem Boden lagen wie ein bleiches Kunstwerk. Es sah aus, als hätte jemand sie dorthin gekippt. Einfach von einer Ladefläche wegrutschen lassen, damit sie sich verteilen konnten.

Ich ging hin und hörte Cellas Kommentar. »Es sind die alten Überreste der Feinde. Wir sind gleich da. Das Leichenfeld ist nicht mehr weit.«

Ich hob einen Knochen auf. Er war recht leicht und auch etwas brüchig. Ich sah dünne Risse auf der Oberfläche und fragte mich, wem dieser Knochen wohl einmal gehört haben mochte.

Cella Lintock deutete nach vorn. »Wir müssen weiter. Nicht zu lange warten, bitte.«

Ich ging auf sie zu. »Du hast von einem großen Friedhof gesprochen. Wann sehen wir ihn?«

Unsicher schaute sie mich an. »Ich weiß es nicht. Es ist alles so anders hier. In dieser Welt haben andere das Sagen. Ich bin froh, dass ich noch lebe.«

»Warum hat man dir nichts getan?«

Cella zuckte mit den Schultern. »Das weiß ich nicht. Mich haben ja die beiden anderen geholt. Sie versuchen es immer wieder. Sie fühlen sich wohl schuldig und wollen Hilfe haben. Ich wusste ja, was Tony wollte. Er hat immer versucht, die Kultstätte zu finden. Es war für ihn wichtig, den alten Friedhof zu entdecken. Deshalb hat er auch geegraben. Wenn wir den Friedhof jetzt sehen, befinden wir uns in der Zeit, in der er angelegt wurde. Das war vor zweitausend Jahren und mehr. Sie haben sich auf ihre Magie verlassen. Die Druiden haben ihnen geholfen. Sie besaßen eine wahnsinnige Macht, und das Volk hat alles getan, was sie von ihm verlangten.«

»Du bist dort gewesen und hast das Heiligtum oder wie auch immer mit eigenen Augen gesehen?« Sie nickte.

»Wer zeigte es dir?«

»Die drei, die mich holten.«

»Und sie haben nichts unternommen können?«

»Nein.«

Ich wusste nicht, ob das alles so stimmte, wie Cella Lintock es uns gesagt hatte. Eine gesunde Portion Misstrauen blieb bei mir schon zurück. Ich sagte nur: »Lassen wir uns überraschen.«

Diese Antwort wiederum gefiel Tony Hellman nicht. »He, glauben Sie denn, Cella lügt?«

Ich wollte keine Aggressivität aufkommen lassen und wiegelte ab. »Ob sie die Wahrheit spricht, weiß ich nicht. Es kann durchaus sein, dass man ihr nicht alles gesagt hat. Schließlich ist sie eine Fremde und möglicherweise auch ein potentielles Opfer.«

Hellman wollte etwas entgegnen. Ihm war anzusehen, dass ihn meine Antwort nicht zufriedengestellt hatte. Natürlich musste er sich vor seine Freundin stellen, aber Bill legte ihm eine Hand auf die Schulter. »Nicht so voreilig«, sagte er. »Wir müssen alles in Ruhe angehen lassen, Tony. Das weitere wird sich ergeben.«

»Ja, gut.«

Klar, dass die Spannung bei uns wuchs. Auch ich machte da keine Ausnahme. Wieder einmal befanden wir uns in der Vergangenheit und hatten eine Zeitreise hinter uns gebracht. Etwas Märchenhaftes, mit dem man normalerweise nicht zurechtkam, an das wir uns aber im Laufe der Zeit hatten gewöhnen müssen.

Die Kultstätte, die Tony in der Gegenwart hatte ausgraben wollen, befand sich in der Nähe. Ich spürte es. Dabei kam ich mir vor wie vor einer Wand stehend, die ich nur noch einzudrücken brauchte. Ich kümmerte mich nicht mehr um die anderen und setzte den Weg fort. Wie jemand, der einen Stoß erhalten hatte.

Die Welt veränderte sich nicht. Schritt für Schritt bewegte ich mich in die Düsternis hinein. Die Schatten an den Seiten blieben, aber sie hatten sich auch verändert. Sie wirkten manchmal wie verschoben, als lägen sie wie Scherbenstücke übereinander.

Diese Welt war anders. Ich war mittlerweile davon überzeugt, dass sie nicht zu Albon gehörte. Sie war ein Teil für sich und schwebte, durch die Kraft der Druiden-Magie, irgendwo zwischen den Zeiten, wo sie ein besonderes Totenreich darstellte.

Hinten mir hörte ich die Schritte der anderen. Auch Bills Stimme. Mein Freund sprach leise, so dass ich kein Wort verstand. Das Ziel selbst war nicht zu sehen, doch ich kam ihm näher, das spürte ich immer deutlicher.

Es lag auch am Geruch, durch den ich ging. Es roch nach Grab, nach Tod, nach alten Gebeinen, aber es war noch nichts zu sehen. Diese alte Begräbnisstätte musste innerhalb dieser Dimension eine Welt für sich bilden.

Dann wurde alles anders. Ich hatte nicht gesehen, dass ich eine Grenze überschritten, weil sie unsichtbar war. Aber die Veränderung war nicht zu übersehen, denn der nächste Schritt brachte mich durch ein unsichtbares Tor und hinein in den neuen Teil.

Eine Nekropole lag vor mir. Sie schien aus den Schatten entlassen worden zu sein. Sie hatte sich aus dem Unsichtbaren hervorgeschält, und jetzt erinnerte ich mich, dass ich für einen Moment auch den Druck an meinem Körper gespürt hatte. Ich war da.

Ich sah und dachte auch nicht daran, was ich mir alles vorgestellt hatte. Was immer es auch gewesen sein mochte, alles war falsch, denn die Wirklichkeit übertraf die Phantasie bei weitem ...



Die Kultstätte war durch einen Palisadenzaun abgetrennt. Allerdings war er nur an bestimmten Stellen vorhanden. Es gab Seiten, da war er eingebrochen, wie zum Beispiel in meiner Nähe. Das nahm ich nur am Rande wahr, denn andere Dinge waren wichtiger. Sie zeichneten sich im Innenhof der Kultstätte ab.

Dort gab es Gräben, die von innen dicht an den Palisadenzäunen entlang liefen. Tief waren sie nicht, aber man hatte sie gefüllt, denn aus ihnen hervor schauten die zahlreichen Gebeine der Toten. Man musste die Leichen in die Gräber geworfen haben, dort waren sie dann verwest, vermodert, und es waren eben nur die Knochenreste zurückgeblieben.

Zum erstenmal erlebte ich auch den Wind, der mir entgegenblies. Er kam von vorn und von der Seite. Er brachte den Geruch dieser anderen Welt mit. Keinen starken Leichengestank, aber der Duft der Verwesung lag wie der eines schweren Parfüms über dieser Totenstätte.

Wächter waren aufgestellt worden. Sie bildeten vor mir eine Reihe, und ich musste zweimal schlucken, als ich sie sah. Man hatte Pfähle in den Boden gerammt und die Toten daran gebunden. Schilde schützten dabei ihre Körper, und über die Ränder der Schilde hinweg schauten die wie grinsend wirkenden Skelettschädel der Toten.

Ich zählte sechs dieser Wachtposten, die vor mir aufgereiht standen. Sie waren so etwas wie die erste und die letzte Warnung für einen Besucher, damit er sich nicht traute, an das dahinterliegende Heiligtum heranzugehen. Jemand tippte mir auf die Schulter. Als ich den Kopf drehte, schaute ich in Tony Hellmans Gesicht. Er war aufgereggt und nicht entsetzt. So wie er sah ein Mensch aus, dessen Traum in Erfüllung gegangen war.

»Das ... das ... habe ich nicht für möglich gehalten«, flüsterte er. »Das ist Wahnsinn. Es stimmt alles ...«

»Wieso?«

»Wie ich es in meinem Buch beschrieben habe. Die Überlieferungen haben nicht gelogen. Es gibt die Palisaden und die Gräben.«

»Die mit Knochen gefüllt sind«, sagte ich.

»Ja, das stimmt. Das passt zu ihnen. Es ist die Nahrung für die Götter gewesen. Sie müssen den Glauben der Kelten verstehen lernen, dann begreifen Sie es auch. Nahrung für die Götter, John. Das ist alles, wissen Sie?«

»Warum Menschen?«

»Es sind ja nicht nur Menschen gewesen. Wenn Sie die Knochen untersuchen würden, dann würden Sie auch die von Ochsen, Stieren und Kühen entdecken. Ich weiß, es klingt grausam, aber es gehörte einfach dazu. Und schauen Sie sich die Wächter an. Aufgespießt an Pfähle. Es sind die Feinde der Kelten gewesen. Wahrscheinlich römische Soldaten. Sie sollten hier hängen. Sie sind eine Warnung für die anderen. Himmel, diese Nekropole ist einfach super. Tut mir leid, aber ich bin begeistert. Ich sehe es als Archäologe, Autor und Historiker.«

Begeistert war ich nicht, aber irgendwo konnte ich ihn verstehen. Es war der Ort des Sterbens, der Ort des Todes und zugleich eine Stelle, die von einem mächtigen Götzen beherrscht wurde. Ich bezweifelte, dass hier alles tot war. Es gab Leben, und damit meinte ich nicht nur uns Besucher. Ich ging nicht weiter, denn Bill und Cella hatten die Nekropole ebenfalls betreten. Mein Freund sah nicht eben aus wie jemand, der sich darüber freut. Er bezwang sein Entsetzen, aber in Cellas Gesicht bewegte sich nichts. Sie kannte den Ort. Das brauchte sie uns erst gar nicht groß zu erklären.

Die Räume zwischen den aufgestellten Wächtern waren breit genug, um hindurchgehen zu können. Dahinter war das umzäunte Gebiet nicht leer. Es gab noch etwas. Es war praktisch der Mittelpunkt dieser Grab- und Kultstätte.

Wieder machte ich den Anfang. Ich dachte dabei an die Knochen-Pyramide, von der ich erfahren hatte. Es war tatsächlich der Fall. Es gab diese Pyramide.

Überrascht und auch entsetzt blieb ich stehen, um sie mir anzuschauen. So etwas hatte ich noch nicht gesehen. Das übertraf die Ausstattung jedes Gruselfilms. Es war ein schauerliches Knochen-Golgatha, und ich konnte nicht zählen, aus wie vielen Körpern diese pyramidenartige Tribüne gebaut worden war.

Man hatte Menschen getötet. Erschlagen, erstochen, verstümmelt, wie auch immer. Man hatte ihnen weder ihre Rüstungen ausgezogen noch ihre Kleidung. Wahrscheinlich waren es römische Soldaten, die hier wie Mikadostäbe zusammengelegt worden waren und diesen schaurigen Leichenturm bildeten.

Verweste und halbverweste Leichen. Durch den Aufbau so geschickt angelegt, dass die Pyramide nicht so leicht zusammenbrechen konnte. Beim Näherkommen fiel mir auf, dass zahlreiche Körper noch mit Haut und Sehnen bedeckt waren. Sie hielten die anderen zusammen. Lagen schräg, quer, längs oder breit innerhalb des Leichenturms.

Nach oben hin verjüngte sich das schaurige Gestell zu einer noch breiten Spitze. Der alte Gestank war nicht zu schlimm, denn ein leichter Wind wehte ihn fort. Er berührte auch das Gebilde, und ich wunderte mich darüber, dass es noch nicht durch ihn zusammengebrochen war.

Aber wir sahen noch etwas. Für sich allein mochte es schaurig genug sein, nicht aber im Verbund mit dieser Pyramide, denn da fiel es kaum auf.

Vor ihr stand der Sarg! Die gläserne Kiste, die praktisch das gesamte Geheimnis enthalten sollte. Sie war leer!

Kein Druidengötze lag darin. Kein Kopf, auch kein Körper. Er hatte sein Gefängnis verlassen. Das wiederum ließ darauf schließen, dass er noch nicht aufgegeben hatte. Er würde weitermachen und irgendwie versuchen, an sein Ziel heranzukommen.

Ich schaute mir gemeinsam mit Bill die Kiste an. Wir prüften das Material. Es konnte Glas sein, musste nicht unbedingt, aber es war hart und setzte einem Tritt schon Widerstand entgegen.

»Er ist hier irgendwo, John. Er wird uns beobachten. Ich glaube daran.« Bill blickte sich um. »Der hat uns hergelockt. Wahrscheinlich sogar durch Cella, die er manipulierte. Sie weiß gar nicht, dass sie an einer langen Leine hängt.«

Ich gab ihm recht, aber das brachte uns nicht weiter. Wir wollten ihn haben, um ihn köpfen zu können. Was damals nicht getan worden war, mussten wir erledigen.

Ich sah Bill an, dass er sich mit Überlegungen beschäftigte, mit denen er nicht klarkam. Er hatte die Stirn in Falten gelegt und schüttelte den Kopf.

»Was hast du?«

»Lach nicht, wenn ich sage, dass ich nachdenke. Aber mir fällt gerade etwas ein.«

»Was?«

Er starnte mich an. »Wir können den Götzen gar nicht töten. Stell dir vor, John, wir befinden uns in der Vergangenheit. Wenn wir ihn auch in dieser Zeit vernichten, dann wäre es ihm nicht möglich gewesen, in die Zukunft zu reisen ... «

»... und dort Gladys Hellman umzubringen.«

»Exakt.«

»Und wer hat sie dann umgebracht?«

Bill zuckte die Achseln. »Das weiß ich nicht. Es ist alles zu kompliziert. Es gäbe eine Möglichkeit. Es muss uns nur gelingen, den Götzen in die Zukunft zu locken. Weg aus dieser Zeit. Er muss uns auf den Fersen bleiben, und dann können wir zuschlagen. Es ist ein verdammtes Zeitparadoxon, eine Zeitfalle wie auch immer, aber das ist die einzige Möglichkeit, die ich sehe.«

Ich schaute ihn an. In meinem Kopf rasten die Gedanken. Bill hatte recht. Für uns stand fest, dass der Götze Gladys Hellman umgebracht hatte. Es war ihm also möglich, Zeitreisen zu unternehmen. Woher er diese Macht bekommen hatte, spielte jetzt keine Rolle, aber Bills Rechnung ging auf, und das wussten auch Cella und ihr Freund, die uns zugehört hatten. Sie standen jetzt neben uns, schauten uns an, suchten nach Worten, bis Tony fragte: »Dann war diese Reise hier umsonst - oder?«

»Es kann sein«, gab ich zu. »Aber nicht ganz. Wir haben einen Einblick in die Nekropole erhalten. Sie werden sicherlich weiterhin Grabungen durchführen, und Sie werden das erneut entdecken, vor dem Sie jetzt hier stehen. Es ist kaum zu begreifen, Tony, aber wir müssen uns damit abfinden.«

Er schluckte. Er schaute sich um und blickte schließlich Cella an. »Was sagst du dazu?«

»Deine Freunde könnten recht haben. Der Götze lebt. Er schafft es sogar, die Zeiten zu überbrücken und ist ... «, ihr Gesicht zeigte einen verstörten Ausdruck. »Meine Güte, wir haben ihn hier nicht gesehen. Sein Sarg ist leer. Während wir hier in der Vergangenheit stehen, kann er längst in unserer Zeit sein und sich dort ein neues Opfer holen. Seine Gier ist grenzenlos.«

Auch da hatte sie recht, was ihr Tony bestätigte. »Dann ist Benny Flint das beste Beispiel.«

»Ja, das habe ich gesehen.«

»Dann müssen wir zurück, Bill!«

Dagegen hatten wir nichts einzuwenden. Aber unsere Reaktion fiel säuerlich aus, und das merkte auch Tony Hellman.

»He, was ist denn los? Warum sagen Sie nichts? Warum stimmen Sie mir nicht zu? Habe ich was falsch gemacht?«

»Nein, das nicht«, sagte ich. »Aber denken Sie daran, wie wir in diese Zeit hineingeraten sind und wer uns dabei geholfen hat.«

»Der Mann und die Frau!«

»Eben.«

Tony schaute sich um. Er rieb dabei seine Hände. »Verdammt, Sie haben recht, John. Es waren die beiden. Aber sie sind nicht da. Nicht hier, zumindest.«

»Genau.«

»Dann sind wir gefangen?«

So drastisch wollten Bill und ich es nicht sehen. »Nein, nicht direkt«, sagte der Reporter. »Bevor wir versuchen, in unsere Zeit zurückzukehren, muss es uns gelingen, die beiden zu finden, damit sie es schaffen, uns eine Brücke zu bauen. Das ist alles.«

»Ja, ja«, gab der Autor stöhnend zu. »Das sehe ich ein. Könnt ihr mir denn sagen, wo wir mit der Suche beginnen sollen?«

Das konnten wir natürlich nicht. Und es störte mich auch, dass wir allein gelassen worden waren. Andererseits dachte ich daran, dass es den beiden gar nicht möglich war, uns wieder die Freiheit zu geben. Wir hatten den Körper des Zwergs entdeckt und konnten davon ausgehen, dass auch die beiden anderen nicht mehr lebten. Zumindest wäre das der schlimmste aller Fälle gewesen.

Cella Lintock hatte sich bisher zurückgehalten, sich umgeschaut und nur zugehört. Plötzlich meldete sie sich, und sie trat auch einen Schritt vor. So konnten wir sie besser sehen. Besonders ihr Gesicht, das einen ungewöhnlich entrückten Ausdruck angenommen hatte. Sie wirkte wie eine Person, die dabei war, nachzudenken und gleichzeitig nach etwas zu lauschen.

Als sie stehen blieb, drehte sie sich. Vorsichtig streckte sie den rechten Zeigefinger aus, der ins Leere wies. Mit leiser Stimme sagte sie: »Sie sind nicht weg. Sie sind auch nicht tot. Sie sind hier, denn ich kann es spüren.«

Es war eine Hoffnung, die auch Tony spürte. Er fasste seine Freundin an den beiden Schultern an und schüttelte sie leicht durch. »Kannst du das genauer sagen?«

»Nein, Tony, das kann ich nicht. Aber ich weiß es. Sie ... sie sind nicht tot. Sie halten sich versteckt. Aber sie haben diesen Druidengötzen nicht aufhalten können.«

»Dann sind wir hier falsch!« stellte Bill fest. »Völlig falsch. Wenn ich mir vorstelle, dass diese Bestie in unserer Zeit ihren Hunger stillt, weil sie hier nichts mehr bekommt, werde ich grün vor Wut. Auf der anderen Seite muss ich sagen, dass er es geschafft hat, seine Feinde wegzulocken. Ausgezeichnet.«

Es brachte nichts, wenn wir hier diskutierten. Wenn Cella recht hatte, hielten sich die beiden Personen noch hier in der Nähe auf. Wir mussten sie nur finden.

Es gefiel Cella nicht, dass wir nur sie anschauten. »Ich kann doch nichts dafür!« beschwerte sie sich. »Blickt mich nicht so an, ich weiß es nicht. Ich kann euch nichts Genaues sagen. Ich werde euch helfen, die beiden zu suchen und ... «

»Still!« zischte ich.

Es geschah in der folgenden Zeit nichts. Nur die Leichenruhe umgab uns und die säuselnden Geräusche, die der Wind verursachte, wenn er durch die Lücken in der Knochen-Pyramide wehte. In dieses Geräusch hinein mischten sich die leisen Schreie. Sie klangen anders, wehleidiger, und deshalb waren sie auch von mir gehört worden.

»Da war etwas!« flüsterte Cella Lintock. Während der Worte bekam sie eine Gänsehaut.

»Und zwar dort.« Bill deutete schräg nach oben. Das Ziel war damit klar. Er meinte damit die Knochen-Pyramide.

Auch wir hatten die Köpfe gehoben. Zu sehen war nichts. Das Durcheinander der Toten bildete, wenn man es genau nahm, gute Verstecke. Sogar für lebende Personen.

Cella griff nach Tonys Hand. »Jetzt weiß ich, was passiert ist. Er hat sie in diesen Leichenturm gesteckt. Verdammter, wir müssen sie dort wegholen.«

Damit hatte sie den Nagel auf den Kopf getroffen. Wegholen -das hieß auch, dass einer von uns in diesen Aufbau hineinklettern musste. Vielleicht sogar beide.

Wir schauten uns an. Die gleichen Gedanken beschäftigten uns. Es war nur niemand da, der sie aussprach. Für mich stand fest, dass ich die Aufgabe übernehmen würde. Das war weder etwas für Cella noch für ihren Freund, den ich ansprach. »Geben Sie mir Ihre Lampe, Tony.«

Er erschrak. »Wollen Sie da hineinklettern?«

»Sehen Sie eine andere Möglichkeit?«

»Nein, aber ... «

»Geben Sie schon her!«

Er griff zögernd nach seiner Taschenlampe und reichte sie mir. Als ich sie festhielt, drehte ich den Kopf und warf Bill einen aufmunternden Blick zu.

Mein Freund nickte. »Okay, ich bin dabei.«

Er bekam meine Lampe.

»Und was sollen wir machen?« fragte Tony leise.

»Sie und Cella bleiben hier stehen. Wenn Sie wollen, können Sie auch beten, dass wir es schaffen. Aber es ist unsere einzige Chance, das sollte uns allen klar sein.«

Er nickte nur.

»Fertig?« fragte ich Bill.

»Wir können ... «

Ich hatte schon vieles in meinem Leben getan, und ich wollte auch darüber nicht großartig nachdenken, was mir alles widerfahren war, aber in eine aus Leichen bestehende Pyramide war ich noch nie hineingeklettert. Das allerdings lag jetzt vor mir und Bill.

Pyramiden hatte ich schon in Ägypten besichtigt und erlebt, dass auch sie Geheimnisse bargen. Da gab es Türen, Eingänge, wie auch immer. Das war hier nicht der Fall.

Ein kleiner Vorteil lag auf unserer Seite. Es gab im unteren Bereich Lücken, durch die wir uns schieben konnten. Und wir mussten wirklich hinein in dieses furchtbare Gebilde aus alten, zum Teil verweseten Toten, die wirklich wie in einem aus Mikadostäben gebildeten Werk über-, unter- und nebeneinander lagen.

Viel Platz war nicht vorhanden, Die Leiber schränkten unsere Bewegungsfreiheit ein. Wir sprachen auch nicht und sparten unsere Kräfte. Die hellen Kreise der Lichtfinger glitten hinweg über die bleichen Knochen, tupften gegen verweste oder halbverweste Gesichter, berührten Körper, deren Gliedmaßen fehlten und die zahlreiche Wunden aufwiesen.

Im Kampf gefallene Soldaten. Feinde der Kelten, die ihnen sehr gelegen gekommen waren, um die Pyramide bauen zu können. Sie war ein Werk für die Götter, denn genau diese Götter sollten gnädig gestimmt werden.

Es war bestimmt nicht jedermann's Sache, die alten Leichen zu berühren. Wir mussten auch damit rechnen, dass die Pyramide zusammenbrach und wir unter der Last der Toten begraben wurden. Deshalb suchten wir nach Stellen, die einigermaßen Halt boten, so dass wir in die Höhe klettern konnten.

Die anderen hörten wir.

Wehleidige Stimmen, die über uns schwebten. Wir leuchteten in die Höhe, und wieder huschten die beiden unterschiedlich großen Lichtkreise durch die schaurige Umgebung aus Leichen, die von keinem Band oder keiner Schnur zusammengehalten wurden. Man hatte die Gliedmaßen so geschickt ineinander verschlungen, dass die Kräfte raffiniert und wie genau berechnet verteilt waren, damit das schaurige Gebilde nicht zusammenbrach.

Zwei Gesichter waren für uns wichtig. Zwei lebende. Zwei, die sich bewegten, die wir durch unser Licht suchten. Gehört hatten wir die Gefangenen, jetzt brauchten wir sie nur noch zu entdecken.

Alles sahen wir, nur sie nicht. Über uns verengte sich die Pyramide, da lagen die Köpfe und die Körper dicht an dicht, als wären sie zusammengepresst worden.

»Sie sind doch da! Verdammt!« zischte Bill.

»Ja, und ich werde sie finden.« Ich gab ihm ein Zeichen und hängte meine Lampe an den Gürtel.  
»Leg mal deine Hände zusammen, Bill, ich will hoch.«

Mein Freund hatte etwas sagen wollen, aber ein Blick in mein Gesicht zeigte ihm, wie entschlossen ich war. Es ging auch nicht anders, das sah Bill ein. Seine Leuchte klemmte er quer zwischen die Lippen, um die Hände frei zu haben. Er legte sie übereinander und bildete damit eine Stufe, in die ich hineintrat.

Mit dem rechten Fuß stieß ich mich ab, kam hoch, streckte die Arme vor und griff zu einem Halt, den ich mir schon zuvor ausgesucht hatte. Es war ein noch nicht verwester Oberschenkel, dessen Haut dunkel schimmerte.

Natürlich machte es keinen Spaß, das tote Fleisch zu berühren, doch es blieb mir nichts anderes übrig. Da musste ich einfach durch, und ich dachte nicht daran, was ich umfasst hielt. Oberhalb von Bills Kopf fand ich einen Halt für meine Füße. Ich schaute nicht hin, wo ich mich abstützte, sondern konzentrierte mich auf die Höhe.

Wenn man die Gegebenheiten beiseite ließ, dann war die Pyramide ein kleines Wunderwerk. Ihre Erbauer hatten die Körper tatsächlich so hart und sicher ineinander verschlungen, dass nichts kippte oder wackelte und ich immer wieder Halt bekam, egal, wo ich auch hinfasste. Bill begleitete meine Kletterei indirekt, denn er leuchtete mir mit meiner kleinen Lampe den Weg.

Vor meinen Augen sah ich immer wieder die schrecklichen Gestalten, die manchmal blanken Totenschädel, und einen Moment später wieder welche, an denen noch das Fleisch hing oder stumpfe Haare unter irgendwelchen Helmen hervorschauten. Bei manchen Gesichtern fehlten die Augen. In einigen waren sie noch vorhanden. Da schimmerten sie wie Schnecken, die sich zusammengerollt hatten.

Ich wollte nicht darüber nachdenken, wo ich mich eigentlich bewegte, aber es war verdammt schwer, diesen Gedanken zu verbannen. So kämpfte ich mich höher und höher, suchte immer wieder im Inneren der Leichenpyramide einen festen Halt, den ich auch fand.

Woher kamen die Stimmen? Das Jammern war geblieben. Es begleitete mich auf meiner makabren Kletterei. Ich wusste Bescheid. Ich musste höher, vielleicht bis hinein in die Spitze, denn nur dort konnte die Pyramide noch weitergebaut werden. Tiefer war kein Platz mehr.

Von Luft holen wollte ich nicht reden. Zwar merkte ich hin und wieder den Wind, aber er wurde auch von der immer dichter werdenden Umgebung abgehalten, so dass der Verwesungsgestank überhand nahm.

Der Schweiß rann mir übers Gesicht. Ich hörte mich keuchen. Die Temperatur nahm hier oben zu. Weiterhin war die Umgebung mehr als ein Alpträum. Ich schaute nie näher hin, was mir alles geboten wurde. Es war einfach zu schlimm und unaussprechlich.

Der Kampf ging weiter. Stück für Stück. Zentimeterweise. Immer höher, immer tiefer hinein in diese Dichte. Grässliche Gesichter. Totenschädel, Hände, die mir wie krumme Hühnerkrallen entgegenhingen und mich manchmal berührten, wobei sie auch mein Gesicht nicht ausließen und mit ihren spitzen Fingern darüber hinwegkratzten.

Mit der linken Hand griff ich in eine Lücke hinein, in der auch sehr bald mein leicht gekrümmter Arm verschwand. Ich konnte ihn dort um eine starre Gestalt legen und mich einigermaßen festklammern. Die Pause brauchte ich einfach. Zudem wollte ich herausfinden, ob ich nicht schon weit genug geklettert war.

Ich hing praktisch seitlich an den ineinander verschlungenen Körpern herab und hatte es auch geschafft, mich mit einem Fuß abzustützen. In der rechten Hand hielt ich die Lampe, die ich dann drehte, um weiter nach oben zu leuchten.

Knochen! Manche dunkel. Andere heller. Totenschädel. Gebeine, die ineinander verschlungen waren und auch von verschiedenen Seiten aufeinander zu liefen, damit sie eine Spitze bilden konnten. Immerhin war ich schon so hoch geklettert, um das Ende der Pyramide sehen zu können.

»Hast du was entdeckt, John?« Bills Frage klang, als wäre sie in einer Höhle gestellt worden. So rauh und dumpf.

»Nein, noch nicht.«

»Vielleicht haben wir uns geirrt ... «

Darauf wollte ich nicht setzen. Ich machte mich nicht an den Rückweg, sondern ließ den Lichtkegel wandern. Dieses Jammern hatte ich mir nicht eingebildet, auch wenn es momentan nicht mehr zu hören war.

Körper, Knochen, Schädel. Hautstücke, Kleidungsfetzen, es war immer wieder das gleiche.

Bis auf einen Punkt oder eine Stelle. Schräg über mir und von unten nach oben schauend traf der breite Lampenstrahl ein Gesicht. Ich hatte die Frau bisher nie gesehen und nur von ihr gehört. Auch jetzt stellte ich fest, wie schön sie trotz der geschlossenen Augen aussah. Sie war bleich, und sie war tot, denn um ihren Hals lag eine dünne Schlinge, die sich tief in die Haut hineingedrückt hatte.

Der Götze musste es im letzten Augenblick geschafft haben, seine Feindin zu töten.

Es gab noch den Mann. Ich hatte wieder Hoffnung bekommen und drehte meine Hand mit der Lampe ein wenig nach links.

Es war genau die richtige Richtung, denn aus einer Lücke zwischen den verschlungenen Leibern der Toten hervor schaute mir das Gesicht entgegen.

Es gehörte einem Mann mit dunklen Haaren. Es war der Prinz oder eine ähnliche Gestalt. Ich musste mich schon auf das verlassen, was mir Cella berichtet hatte.

Es gab einen gravierenden und für mich wichtigen Unterschied zwischen den beiden. Der Mann lebte. Er schien nur auf mich gewartet zu haben, denn als ich ihn anleuchtete, zuckte sein Mund. Ich hörte sein Stöhnen, und auch der Blick klärte sich wieder.

Er war ein Mensch seiner Zeit. Er würde möglicherweise reden können, nur hatte ich meine Schwierigkeiten, die Sprache der Kelten zu verstehen. Andererseits sah er nicht aus wie ein Kelte. Er wirkte mehr wie ein römischer Soldat, der zu einem der Stoßtrupps gehört hatte, die von Italien aus ihren Siegeszug begonnen hatten.

Latein hatte ich in der Schule gelernt. Davon war nicht viel zurückgeblieben, aber verständigen würde ich mich können. Wir schauten uns an, und ich merkte, dass er nach einem Kontakt suchte. Er bewegte seinen Mund, und ich war überzeugt, dass er mir etwas mitteilen wollte.

Vorhin hatte er gestöhnt. Jetzt konnte er sprechen. Ich hörte tatsächlich lateinische Worte. Leider konnte ich nicht alles verstehen, und so musste ich mir gewisse Dinge zusammenreimen.

Er und seine Frau waren tatsächlich Römer. Es hatte sie hierher verschlagen. Die Frau war an seiner Seite geblieben, war aber eine Keltin, die er unterwegs kennen gelernt hatte. Eine Person, die sich selbst als keltische Hexe, als Weise, als Banshee bezeichnete und an der Seite des Römers bleiben wollte. Der Mann und seine Truppe waren dann in eine Falle hineingeraten. Die Kelten hatten sie gestellt und die kleine Armee niedergemacht. Aus den toten Römern hatten sie die Leichen-Pyramide errichtet, aber den Anführer und seine Frau hatten sie nicht fassen können.

Sie waren entkommen, zusammen mit einem Liliputaner. Sie hielten sich versteckt, aber sie hatten nicht vergessen, wer ihnen das alles angetan hatte. Sie wollten Rache.

Für die Hexe, den Römer und den Liliputaner gab es nur eine Möglichkeit. Sie mussten den Götzen köpfen, nur dann war man vor ihm sicher. Wenn er wie tot in seinem gläsernen Gefängnis lag, sah er nur aus wie tot und hatte schon viele getäuscht.

Die Banshee setzte ihre gesamten Kräfte ein. Sie wusste viel über die Magie der Druiden. Sie war fast so eingeweiht wie die Eichenkundigen selbst, und es gelang ihr, aus einem alten Eichenbaum eine Waffe zu fertigen, die wie ein Schwert aussah, das an seiner Spitze jedoch eine Kugel aufwies. Sie war mit einem geheimnisvollen Licht gefüllt, das die Hexe aus einem ebenfalls geheimnisvollen Land bekommen hatte - wahrscheinlich Aibon -, und mit diesem Stab hofften beide, die Macht des Druidengötzen brechen zu können.

Sie irrten. Das Licht aus Aibon tötete den Götzen nicht. Es besaß eine andere Kraft. Es konnte einen Zeittunnel schaffen, durch den der Götze in die Zukunft gelangte und sich deshalb auch Opfer bei den Menschen holte, die über 2.000 Jahre nach ihm existierten.

Die Römer hatten versucht, den Stab für sich zu behalten und damit auch die Zeitschleuse zu schließen. Das war ihnen nicht gelungen. Immer wieder wurden sie von der Kraft des Götzen überrascht, so dass er sie für seine Zwecke einspannte. Er spielte mit ihnen. Er verfolgte sie. Er zwang sie, ihm das Tor zu öffnen, damit er in die fremde Welt gelangen konnte. Und so hatten sich die Römer zu seinem Helfer gemacht, ohne dass es ihnen gelungen wäre, den Götzen zu töten. Er spielte sein Spiel so lange mit ihnen, bis er ihrer überdrüssig geworden war. Soweit war es jetzt gekommen. Der Götze hatte sie als Opfer für seine Leichen-Pyramide ausgesucht und sie mit all den anderen Toten verbunden. Die Frau war auf eine schreckliche Art und Weise gestorben. Ein Strick hatte sie langsam erdrosselt. Da hatten ihr auch die Hexenkräfte nicht geholfen.

Nur der Mann lebte noch, aber auch er würde nicht mehr lange atmen können, denn bei genauem Hinsehen sah ich, dass sich um seinen Hals ebenfalls ein Strick gedreht hatte und eine immer tiefere Wunde in das Fleisch am Hals hineinschnitt. Er würde irgendwann in der nächsten Zeit elendig zu grunde gehen.

Ich hatte viel erfahren und wollte auch meine Fragen stellen. Die wenigen lateinischen Brocken bastelte ich mir zusammen. Da nicht viel Zeit blieb, kam ich auf das Wichtigste zu sprechen.

»Wo ist der Stab?«

»Versteckt.«

»Wo genau? Ich muss ihn haben!«

»Am Tor. In der Knochengrube. Ich habe ihn noch dort ablegen können, bevor der Götze kam.«

»Warum hast du das getan?«

»Weil ich weiß, dass auch seine Zeit beendet sein wird. Sehr bald. Ich wusste es. Es war die fremde Frau. Es war ihr Freund. Ich spürte, dass sich alles ändert. Ich werde sterben, aber ich sterbe mit der Gewissheit, doch noch gesiegt zu haben. Nicht durch mich, dafür durch euch. Holt den Stab. Durch ihn könnt ihr die Welt verlassen. Setzt ihn noch einmal ein, danach nicht mehr ... « Er riss den Mund auf. Sein Körper bewegte sich zuckend, ebenso der Kopf.

Und dann sah ich das dunkle Blut, das aus der Mundöffnung quoll und wie roter Schleim herabfiel. Es klatschte tropfenweise auf Schädel, rann über Knochen hinweg, berührte auch meine Schulter, doch das merkte ich kaum.

Ich sah, wie die Augen des Mannes dort brachen. Er hatte seine letzte Botschaft loswerden können und in mir den Mann gefunden, der das erledigen sollte, was ihm nicht gelungen war. Ich war ausersehen, den Keltenfluch zu brechen.

Auch Bill hatte uns sprechen gehört. Er stellte seine Fragen, auf die ich nicht einging.

»Ich komme jetzt runter.«

Der Abstieg bereitete mir ebenso große Schwierigkeiten wie der Aufstieg. Zudem drängte wieder einmal die Zeit. Ich dachte daran, dass sich der Götze, dessen Namen ich nicht einmal erfahren hatte, in unserer Zeit aufhielt, um sich neue Opfer zu suchen.

Der Gedanke war einfach furchtbar. Wir würden alles daransetzen, um zu verhindern, dass es geschah.

Mit einem letzten Sprung erreichte ich den Boden und wurde von Bill festgehalten.

»Und?«

»Es geht weiter.«

»Weißt du Bescheid?«

»Ja. Komm jetzt.«

Er wollte noch nicht. »Was ist mit dem Mann und der Frau, John? Du kennst sie doch. Du hast sie gesehen.«

»Sicher«, erwiderte ich und nickte. »Ich habe sie gesehen. Ich habe ihn auch lebend erlebt, während sie schon tot war. Er ist jetzt auch tot, aber ich bin gerade noch rechtzeitig gekommen. Ich weiß jetzt, wie wir es schaffen können ... «

Natürlich wollten auch Cella Lintock und Tony Hellman die ganze Geschichte hören. Ich hielt damit auch nicht hinter dem Berg, und sie bekamen große Augen, als sie erfuhren, was ich erlebt hatte.

»Mein Gott«, flüsterte Tony Hellman, »und das kann man glauben?«

Cella griff ein. »Wir müssen es, Tony. Es bleibt uns nichts anderes übrig.«

»Ich weiß nicht.«

»Und ich denke auch, dass der Römer, den ich als Prinz gesehen habe, recht hat. Ein Sterbender lügt nicht mehr - oder?« Sie wandte sich fragend an mich.

»Das sehe ich auch so.«

»Wir können nur raus, wenn wir den Stab gefunden haben?« flüsterte Tony.

»So sieht es aus. Wir nehmen ihn mit. Der Götze hält sich in unserer Zeit auf. Ein raffinierter Austausch, das muss man ihm einfach lassen. Wenn wir dann wieder zusammen sind, werden wir den Stab zerstören, so dass der Tunnel für alle Zeiten geschlossen bleibt. Dann kann er nicht zurück, und wir werden ihn packen und vernichten.«

Ich hatte schnell, ziemlich laut und auch voller Überzeugungskraft gesprochen, so dass ich weder von Cella noch von Tony Widerspruch erlebte. Es brachte auch nichts, jetzt noch zu diskutieren. Wir mussten die Dinge nehmen, wie sie waren und vor allen Dingen diesen verdammten Keltenfluch löschen. Das ging nur durch den Stab.

Er war bestimmt nicht leicht zu finden. Im Graben nahe des Eingangs und bei den Palisaden lag er versteckt. Das hieß, wir mussten uns durch Knochenreste und halb verwesete Körper wühlen, bis wir den Grund erreichten.

Sehr breit war der Graben nicht. Man konnte ihn überspringen. Wir verteilten uns und suchten an vier verschiedenen Stellen. Sogar Cella machte mit, auch wenn sie sich noch so ekelte.

Es gelang mir, meine Gedanken zurückzudrängen. Ich fasste viele Dinge an, doch ich weigerte mich, darüber nachzudenken, was mir da alles durch die Hände glitt.

Bill und ich schwiegen. Das schaffte Tony Hellman nicht. Er dachte an seine Mutter. Und der Gedanke, ihren Mörder endlich stellen und vernichten zu können, gab ihm Auftrieb. Er sprach davon, wie er ihn töten wollte, weinte dabei und wühlte weiter in dieser Leichengrube herum.

Bill fand den Stab! Wir hörten ihn lachen. Dabei richtete er sich auf und zog den Stab aus der Knochegrube. Er hielt ihn hoch, und sein rechter Arm zitterte dabei. »Verdammtd, das ist er, Freund. Wir haben ihn.« Er lachte auf. »Jetzt geht es weiter.«

Keiner wollte ihn haben, auch ich nickte ihm zu. »Okay, dann müssen wir den Weg zurück bis an die Grenze.« Ich wies auf das obere Ende. »Noch ist die Kugel blass. Wir können nur hoffen, dass die magische Kraft der Banshee ausreicht, um das Tor ein letztes Mal zu öffnen.«

»Bestimmt.«

Dass es möglicherweise auch anders kommen konnte, darüber verloren wir kein Wort. Jeder von uns war froh, der alten Kultstätte den Rücken zudrehen zu können. Und sicherlich auch der Autor Tony Hellman, der den Beweis für seine These auf eine wirklich ungewöhnliche Art und Weise bekommen hatte. Er brauchte nicht mehr zu graben oder graben zu lassen, denn er wusste jetzt, wie es in der Welt der Kelten tatsächlich ausgesehen hatte. Keine Computeranimation konnte dies originalgetreuer nachstellen.

Bill Conolly behielt das Fundstück und hielt es so, als wollte er es nie mehr aus der Hand geben. Er hatte es auch eilig, und wir schlossen uns seinem Schritttempo an.

Noch immer hatte sich die Welt um uns herum nicht verändert. Das gleiche Licht, die gleichen Schatten. Wir passierten wieder den Körper des Zwergs, hielten unsere Blicke nach vorn gerichtet und hofften, nicht angelogen worden zu sein.

Es tat sich etwas. Aus dem Lauf heraus stoppte Bill. Er sah, dass sich die Kugel am Ende veränderte. Sie erhielt in ihrem Innern ein sehr weißes Licht, als hätte sich dort eine Sonne hineingedrängt.

»Sind wir da?«

»Geh mal weiter«, sagte ich.

Zugleich fassten sich Tony und Cella an. Sie klammerten ihre Hände ineinander. Für uns alle war es wichtig, die Welt zu verlassen. Auch wenn wir es schafften, wieder in unsere Zeit hineinzugelangen, war die Gefahr noch nicht vorbei. Dort wartete der Götze.

Bill ging jetzt langsamer. Wir ließen ihm den Vortritt. Cella, Tony und ich blieben auf einer Höhe. Unsere Blicke richteten sich auf die Kugel. Bill hatte den langen Stab zur Seite gedrängt und etwas nach vorn gedrückt. Er wartete darauf, die Grenze zu erreichen, die irgendwo vor uns sein musste. In der Umgebung tat sich nichts. Kein Flimmern, keine anderen Bewegungen. Wir sahen keine Mauer, keine Wand, und trotzdem hatten wir es geschafft.

Die Kugel leuchtete in einem grellweißen Licht, das uns für einen Moment blendete. Dieser Augenblick reichte aus. Jeder von uns verlor den Boden unter den Füßen. Andere Kräfte, die Menschen nicht beherrschten, zerrten an uns, und wir kippten, fielen oder glitten nach vorn.

Ich hatte die Augen weit geöffnet, ohne etwas sehen zu können. Der Strom der Zeiten machte mich blind. So konnte ich nur hoffen, das Richtige getan zu haben ...



Wenn es tatsächlich ein Strom gewesen war, dann besaß er auch eine Mündung und spie uns wieder aus. Mit der rechten Seite prallte ich gegen einen relativ weichen Widerstand und hörte die Stimme meines Freundes Bill.

»He, kannst du nicht aufpassen?« Er lachte und drehte mich herum.

Ich war noch ein wenig benommen, aber es dauerte keine zwei Sekunden, da atmete ich tief durch und zugleich eine Luft ein, die mit der in der Keltenzeit nichts mehr zu tun hatte. Sie war normal. Sie stank nicht nach Leichen. Dafür roch sie feucht. Nach Lehm und Erde.

Wir befanden uns dort, wo unsere Reise begonnen hatte. In der Höhle, vor der Wand, durch die man uns geholt hatte. Auch Tony und Cella hatten die Reise gut überstanden. Sie waren allerdings nicht in der Lage, etwas zu sagen. Beide hielten sich umarmt und waren froh, in der Gegenwart zu sein.

Bill drehte sich mir zu. Es war ziemlich düster, so schaltete ich die Leuchte ein. Das Ziel war nicht mein Freund, sondern der Stab. Bill hielt ihn in der rechten Hand und hatte das Ende gegen den Boden gestützt. Die Kugel war noch vorhanden und saß auf dem oberen Ende wie festgeklebt. Ihre helle Farbe hatte sie verloren und sah jetzt nur mehr aus wie ein Knauf.

»Sie war unser Retter«, sagte Bill. Er strich mit der freien Hand über die Kugel hinweg und tat damit genau das Falsche, denn plötzlich brach sie auseinander.

Wir hörten so etwas wie ein Splittern. Dann flogen kleine Teile wie größere Staubkörner weg, und Bill Conolly hielt einen normalen, uralten Eichenstab in der Hand.

»Jetzt ist dem Götzen der Weg endgültig versperrt, Freunde.« Er grinste wie ein Sieger. »Wir haben ihn so gut wie sicher.«

Wir konnten nur hoffen, dass er recht hatte, denn jetzt begann die Suche ...



Das Team hatte längst Feierabend gemacht, und nur einer war im großen Zelt zurückgeblieben. Professor Cochran gehörte zu den Menschen, die nachts bei Vollmond nicht besonders gut schliefen. Wenn der Erdtrabant am Himmel leuchtete, dann dauerte es bei ihm meist bis in die Morgenstunden hinein, bevor ihn der Schlaf übermannte, der zudem noch mit wirren Träumen durchsetzt und nicht besonders tief war. Um dem zu entgehen, blieb er auf und sorgte dafür, dass ein gewisser Anteil an Arbeit noch geschafft wurde.

In dieser Nacht saß er vor seinem Laptop. Das Gerät stand auf einem provisorischen Schreibtisch, der früher einmal als Tapeziertisch gedient hatte. Er reichte Cochran völlig aus. Er war lang und auch breit genug, so dass die Unterlagen Platz hatten.

Die Arbeit, die er sich vorgenommen hatte, gehörte nicht eben zu den spannendsten. Der letzte Tag war sehr ergiebig gewesen. Sie hatten einiges in der Erde gefunden. Unter anderem eine Schnabelkanne, einen Helm, eine Eberstatuette und auch Bernsteinschmuck, wie ihn die Frauen gern getragen hatten.

Aber auch Scherbenstücke irgendwelcher Gefäße waren ausgegraben worden, und jedes Teil musste katalogisiert werden. Dabei half der Computer. Das mühselige Aufschreiben mit der Hand konnte man vergessen, und außerdem ging so schnell nichts verloren.

Ein Generator sorgte für die nötige Energie. Er spendete auch den Saft für die Schreibtischleuchte, die in verschiedene Richtungen gebogen werden konnte, um dem Arbeitenden immer optimales Licht zu geben.

Auf die Tastatur und den Bildschirm des Laptops fiel das Licht nicht. Cochran wollte nicht geblendet werden, und so warf er seinen Strahl zur Seite und zum Boden hin.

Der Professor wusste auch, dass die Zeit nicht eben für die Crew lief. Man konnte den Monat September in der Regel noch ausnutzen. Der Oktober allerdings brachte vom Wetter her manch schlimme Kapriolen, Regen, Sturm, auch schon Hagel oder erste Schneeschauer. Da hatte es keinen Sinn mehr, außen zu arbeiten.

Das Katalogisieren war keine unbedingt anstrengende Arbeit, aber man musste sich schon konzentrieren, und genau das fiel Cochran in dieser Nacht schwer. Er wollte es auch nicht unbedingt auf den Vollmond schieben. Es lag wahrscheinlich an einer anderen Tatsache, über die er immer wieder nachdachte.

Nicht nur Tony Hellman und seine Freundin waren verschwunden, sondern auch die beiden Männer, die Hellman mitgebracht hatte. Und keiner aus dem Team wusste, wo sie hingegangen waren. Das gleiche war auch mit Benny Flint passiert, einem Mitarbeiter. Auch von ihm hatten sie keine Spur entdecken können.

Das bereitete dem Professor Probleme. Er hatte gegrübelt, sich alles mögliche vorgestellt und einfallen lassen. Sich auch mit Tony Hellmans Aussagen beschäftigt, der davon überzeugt gewesen war, dass die Kelten einer Magie geglaubt hatten, die sich bis in die heutige Zeit gehalten hatte. Was ja auch irgendwie stimmte, denn es gab einige Druidenlogen in England und Umgebung.

Cochran gehörte keiner an. Er war der reine Wissenschaftler. Ihn interessierte die sichtbare Hinterlassenschaft dieses Volkes und nicht die unsichtbare oder was immer man da hineininterpretierte.

Trotzdem blieb ein Rest von Unsicherheit zurück. Das ärgerte ihn. Er hatte sich vorgenommen, die Polizei einzuschalten, sollten die Verschwundenen am nächsten Morgen nicht wieder zurück sein. Denn so etwas war ihm noch nie passiert.

Er wischte sich über die Stirn, weil er dahinter einen leichten Druck spürte. Kopfschmerzen, die bei diesem Mondstand immer auftraten. Aber abfinden wollte er sich damit nicht. Es war besser, eine kleine Pause einzulegen und dann weiterzumachen, denn im Moment flimmerten die Zahlen und Buchstaben auf dem Schirm. Er fuhr seinen Stuhl zurück, holte ein Taschentuch hervor und wischte über seine Stirn. Unterhalb der Zeltdecke war es schwül geworden. Es roch wie immer nach Staub, und die Geräte mussten immer abgedeckt werden, wenn die Arbeit vorbei war.

Nat Cochran verschränkte die Arme hinter dem Kopf. Die Beine hatte er vorgestreckt, die Augen halb geschlossen, und er spürte so etwas wie Müdigkeit in sich hochsteigen.

Dagegen half ein Zigarillo. Über die Flamme des Sturmfeuerzeugs schaute er hinweg. Er wurde durch den Schein geblendet, stellte aber im letzten Augenblick fest, dass sich etwas in der Dunkelheit bewegte.

Die Flamme erlosch. Jetzt leuchtete nur noch der Bildschirm des Computers in einem matten Grün. Professor Cochran kam sich vor wie auf einer Insel. Von Wasser umgeben, aber auch von zahlreichen Gefahren. Jeden Augenblick konnte aus dem Wasser ein feindlicher Fisch hechten und sich dann auf ihn stürzen.

Eigentlich war alles wie sonst. Die Ruhe. Das Licht und auch der Geruch.

Geruch? Plötzlich schluckte er. Da stimmte etwas nicht. Er wusste, was ihn störte. Es war der Geruch, der sich plötzlich hier ausgebreitet hatte.

Ein Geruch, wie er ihn nicht mochte. Für den Professor sogar ein Gestank. So etwas entstand, wenn Fleisch faulte und verweste. Als er daran dachte, kam ihm ein weiterer Gedanke. Hatte nicht auch vor zwei Stunden ein Kollege von diesem anderen Geruch gesprochen, der sich allerdings nahe der Wohnmobile konzentriert hatte?

Klar, hatte er. Und Cochran hatte darüber nur den Kopf geschüttelt und gelacht. Für ihn gehörte so etwas in das Reich der Fabel.

Jetzt nicht mehr. Der Professor stand auf! Er blieb vor seinem Stuhl stehen. Seine Haltung war angespannt und voll konzentriert. Er spürte Angst, und zugleich rann ihm ein kalter Schauer über den Rücken.

Im großen Zelt war es so verdammt still geworden. Es konnte sein, dass er sich diese neue Ruhe auch nur einbildete, aber die normale Stille war schon vertrieben worden. Etwas war gekommen. Es hatte sich in das Zelt hineingeschlichen. Etwas Gefährliches, Böses. Hinzu kam der neue Geruch, der widerlich in seine Nase stieg.

Er wartete. Seine Gedanken liefen Amok. Er dachte an ein Tier, das den Weg gefunden haben könnte. Andererseits war ihm klar, dass es in dieser Gegend keine wilden Tiere gab, die für einen Menschen gefährlich waren.

Der Schein des Bildschirms breitete sich nach vorn hin aus und fiel auch auf ihn. Er machte die Frontseite des Professors zu einer gespenstischen Erscheinung, während seine übrige Gestalt dunkel blieb. Er bewegte sich schleichend weg. Es war für Cochran gut, dem Licht zu entgehen, aber wohler fühlte er sich deswegen nicht.

Nat Cochran entschloss sich, das Zelt zu verlassen. Sein Zigarillo verqualmte im Ascher. Dort konnte es auch bleiben. Wichtig war für ihn, dass er die Dinge hier überstand.

Schritt für Schritt zur Seite. Sich an die Dunkelheit gewöhnen, das war wichtig. Dann war es ihm auch möglich, irgendeinen Eindringling zu erkennen.

Er hatte schon davon gehört, das Archäologen-Teams überfallen worden waren. Aber nicht in europäischen Ländern, sondern in Asien oder Afrika. Obwohl man nichts ausschließen konnte, denn Psychopathen gab es in jedem Land. Auch hier?

Ja, auch hier, denn nach dem nächsten Schritt sah er die Gestalt. Sie stand neben dem großen Tisch mit den Fundstücken. Sie war nicht einmal dunkel, eher hell, und sie kam jetzt mit langsamem Schritten auf ihn zu ...



Es war für uns das kleinere Problem, den Götzen zu finden. Unserer Ansicht nach gab es nur zwei Orte, an denen er sich aufhalten konnte. Nahe der Wohnmobile oder im großen Zelt, unter dem noch das Licht schimmerte. Von Tony Hellman wussten wir, dass der Professor immer länger arbeitete.

Der Götze jedenfalls steckte in einer Falle. Der Weg zurück in die alte Zeit war ihm versperrt. Er war jetzt ein Gefangener in unserer Gegenwart. Wir konnten allerdings nicht von ihm erwarten, dass er sich deshalb geändert hatte. Nach wie vor würde er versuchen, Menschen zu vernichten, um seinen Trieben nachzukommen. Ob er einen Namen besaß, wussten wir ebenfalls nicht. Wir würden ihn wohl nicht mehr erfahren. Wir wollten und mussten das Monster so schnell wie möglich vernichten, bevor es dieses Camp in eine tödliche Falle verwandelte.

Bei den Wagen war er nicht. Wir fanden noch die Reste des toten Benny Flint, doch den Geruch des Monstrums nahmen wir nicht wahr. Nervosität erfasste uns. Wir schauten und leuchteten in die düsteren Ecken, ohne ihn finden zu können, und so blieb uns nur der Weg zum großen Zelt.

Um den alten Götzen endgültig auszuschalten, musste ihm der Kopf abgehackt werden. Mit bloßen Händen war das nicht zu schaffen. Deshalb hielten wir Ausschau nach Werkzeugen, die hier ebenfalls vorhanden waren. Spaten, Hacken und Schaufeln, mit denen die Erde aufgehackt wurde. Im Prinzip lächerlich gegen eine derartige Gestalt, aber es gab keine andere Möglichkeit.

Das Zelt lag wie eine Bühne vor uns. Dunkel in der Mitte, heller an den Seiten, denn dort sickerte das Licht hervor und verteilte seinen Schein. Zu hören war nichts. Keine Stimmen, keine Schreie, keine Kampfgeräusche. Die normale nächtliche Stille, der wir jedoch nicht trauten. Sie kam uns trügerisch vor.

Tony Hellman wollte, dass es weiterging. Er zeigte uns den Ort, an dem die Werkzeuge nach vollzogener Arbeit abgelegt wurden. Wir brauchten nicht weit zu gehen. Bill Conolly nahm einen Spaten, Tony Hellman entschied sich für eine Schaufel.

»Und was ist mit Ihnen, John? Nehmen Sie nichts mit? Wollen Sie mit bloßen Händen gegen diesen Unhold angehen?«

»Ich werde es wohl müssen.«

Er wollte zurückweichen, als Bill ihm leise lachend erklärte, dass es so schlimm nicht wäre und sich ein John Sinclair sehr wohl zu verteidigen wüsste.

Wir drehten uns dem Zelt zu. Ein Windstoß schien unsere Bewegung gehahnt zu haben. Er wehte uns entgegen. Wie ein flatterndes unsichtbares Tuch erreichte er unsere Nasen und brachte zugleich den Geruch mit, den wir aus der Keltenzeit kannten.

Tony Hellman erschrak. Bevor er einen Kommentar abgeben konnte, drückte ich ihm meine Hand auf die Lippen. »Kein Wort!« zischte ich. Er nickte, und ich ließ ihn los.

»Dann ... dann ist er im Zelt?« wisperte er.

»Davon können wir ausgehen.«

»Wie viele Eingänge gibt es?« erkundigte sich Bill.

»Man kann von mehreren Seiten das Zelt betreten. Wenn Sie wollen, eigentlich von überall, wenn man sich bückt.«

Die Antwort war gut. Bill nickte mir zu, als ich ihn fragend anschaute. Er war bereit, und ich ebenfalls.



Professor Cochran glaubte einfach nicht, was er mit seinen eigenen Augen sah. In der schwachen Dämmerung abseits des Lichts malte sich eine recht helle Gestalt ab, von der er nicht wusste, wie er sie einzustufen hatte. Sie war kein richtiger Mensch, sie war kein richtiges Tier. Sie hatte kein erkennbares Gesicht, aber sie besaß einen menschlichen Körper und bewegte sich auf zwei Beinen. Nicht glatt, nicht sicher, eher unförmig. Langsam. Sie hob ein Bein schwerfällig an, setzte den Fuß wieder auf, drückte ihn gegen den Boden und tat mit dem anderen Bein das gleiche, um so näher in das Licht des Arbeitsplatzes zu gelangen. Der Professor zitterte. Er versuchte zu denken. Er wollte seinen Verstand einsetzen. Er suchte nach einer Erklärung. Er verband sie mit Dingen, die er und seine Leute ausgegraben hatten, doch das alles brachte ihm nichts ein.

Es gab hier keine Logik. Es war einfach alles anders geworden. In diesen Augenblicken erlebte er den Horror, den andere sonst nur aus dem Kino kannten.

Der Körper war nicht steif. Er bewegte sich beim Gehen wie von selbst. Eine helle Masse, die sich von den Füßen hoch bis zum Gesicht zog, in das immer stärker der Lichtschein hineinfloss, so dass es jetzt besser zu erkennen war. Nein, das war kein menschliches Gesicht. Es musste aus dem einer Echse und dem eines anderen Tieres zusammengesetzt sein, denn von der Stirn oder dem oberen Kopfende her wuchs etwas in die Höhe, das aussah wie ein gekrümmter Kamm.

Nicht glatt, sondern zackig. Er zog sich von der Stirn bis zum Nacken hin. Es waren keine Haare gewachsen. Das Gesicht zeigte sich ebenso glatt wie der Körper.

Gesicht? Nein, auf keinen Fall. So sah kein Gesicht aus. Das war schon eine Fratze, bei der eigentlich nur die Schuppen fehlten, um sie einer Echse gleich werden zu lassen.

Zum Gesicht gehörte ein Maul. Breit, groß, offen. Es gab keine Augen, denn sie wurden durch die langen Lider, aussehend wie Hautfalten, fast völlig verdeckt.

Es gelang dem Professor, seine Fassung zurückzugewinnen. Auch er hatte sich intensiv mit dem Volk der Kelten beschäftigt. Er wusste, dass sie zahlreiche alte Götter verehrten. Gestalten, die einfach nur schrecklich waren. Deren Aussehen und Wirken von Menschen nicht nachvollzogen werden konnten. Schlimme Zerrbilder einer längst ausgestorbenen Rasse und versunkenen Kultur. Die Götzen lebten. Nicht nur in der Phantasie der Kelten, sondern jetzt auch in der Realität. Sie hatten sich aus ihrem Reich gelöst, an das er nie so recht hatte glauben wollen.

Die Gestalt lebte. Sie war kein Spuk. Sie war kein Hologramm. Sie war nicht durchsichtig, sondern dreidimensional und ein Festkörper, was sie wenig später bewies. Mit einer heftigen Handbewegung räumte sie zum Teil von der Platte des Tisches, was in mühevoller Kleinarbeit gesammelt worden war. In den beiden Körben am Rand lagen die Scherben und Fundstücke, die jetzt zu Boden fielen und teilweise zerstört wurden.

»Nein ... !« Nur ein leiser Ruf war aus dem Mund des Professors gedrungen. Er konnte kaum atmen, weil ihm eine widerliche Geruchswolke entgegenwallte.

Seine Hände bewegten sich wie von selbst. Jedenfalls schaute er nicht hin, wie sie über die Arbeitsplatte wanderten, wo unter anderem eine Schere lag. Sie war nicht herabgefallen. Der Professor spürte das kalte Metall an seinen Fingern. Für einen Moment blieb er in seiner Haltung und riss die Schere dann hoch, als sich das Monstrum auf ihn stürzte.

Es hatte sich einfach fallen gelassen. Er sah die dicken Arme auf sich zukommen und stieß die Schere genau in die Lücken dazwischen. Beide Hälften lagen zusammen und bildeten so etwas wie eine Messerklinge, die sich in den weichen Körper hineinbohrte. Den Fall nach vorn konnte Nat Cochran damit nicht aufhalten, das Monster hätte ihn trotz der in seinem Körper steckenden Schere erdrückt, aber der Professor sprang rechtzeitig zurück. So schaffte er es noch, diesem ersten Angriff zu entwischen. Er geriet trotzdem ins Stolpern, schaffte es aber, sich abzustützen. Dabei drückte er seine Hand auf den Stuhl, der plötzlich nach hinten rollte. Damit hatte Cochran nicht gerechnet. Er geriet ins Straucheln und verlor Zeit, die der Götze nutzte. Cochran wunderte sich, wie schnell sich das Monstrum bewegen konnte. Er huschte an der linken Seite vorbei, brauchte nur noch zwei Schritte, um in die Nähe des Professors zu gelangen, der es nicht mehr schaffte, sich rechtzeitig genug aufzurichten, um zu fliehen.

Er stand gebückt. Er hielt den Stuhl fest. Zitterte und wollte das Sitzmöbel gegen die Gestalt rammen.

Die Szene erstarrte. Cochran ließ die letzte Chance vergehen, aber auch das Monstrum bewegte sich nicht. Es blieb auf der Stelle stehen, glotzte von oben her den Professor an, schüttelte seinen Schädel und drehte ihn sehr langsam zur Seite. So wie eine künstlich geschaffene Figur in einem der schrecklichen Horrorfilme.

Jetzt hörte es auch der Professor. Schritte knirschten über den Boden. Kleine Steine wurden von irgendwelchen Gewichten zerdrückt. In der Dunkelheit kamen ihm die Geräusche doppelt so laut vor. Aber er sah auch, wie sich die Finsternis an vier verschiedenen Seiten öffnete und verschiedene Gestalten entließ, die sich dem Zentrum näherten.

Er sah Cella Lintock, die ihm vorkam wie ein Spuk. Er sah auch Tony Hellman, der unbeirrt vorging, und er sah zwei Männer, die Hellman mitgebracht hatte.

Der Professor bewegte sich zurück. Er zerrte den Stuhl mit wie eine Deckung. Seine Sache war das nicht mehr. Er schrak nur einmal zusammen, als Hellman ihn anstieß.

»Wir erledigen das, Professor.« Vier Gestalten, die ihren Kreis immer enger zogen. Die Lampe auf dem Arbeitstisch brannte noch. Sie schuf diesen hellen Ausschnitt innerhalb des Zelts, in dessen Mittelpunkt sich die Alpträum-Gestalt aufhielt.

Cochran sah auch, dass einer der Männer eine Pistole in der rechten Hand hielt. Er hob die Waffe nach dem nächsten Schritt an und drückte ab ...



Ich hatte geschossen. Ich hatte einfach nicht an mich halten können. Ich wollte feststellen, welche Wirkung eine geweihte Silberkugel bei diesem Monstrum hatte. Viel Hoffnung gab es da nicht. Aber die Kugel konnte den Götzen vielleicht aus dem Konzept bringen.

Sie wuchtete in seinen Körper hinein. Trotz des Knalls hörte ich den dumpfen Aufschlag. Es war kein Klatschen wie bei einem Ghoul. Das gleiche wäre auch passiert, hätte ich in Lehm geschossen.

Der Götze zuckte zusammen. Er winkelte die Arme an. Er drückte sie gegen seinen Körper, riss den Kopf herum und öffnete sein Maul. Ein wahnsinniger Schrei drang daraus hervor. Ein wahrer Urlaut. Als hätte der kleine Godzilla nach seinem Vater gebrüllt.

Die Gestalt zitterte. Meine Kugel hatte ein großes Loch hinterlassen, aber sie reichte nicht aus, um den Götzen zu vernichten. Ich hatte ihn höchstens ärgern können. Aus der Bewegung heraus richtete er sich auf. Er bewegte auch seinen Kopf und schaute so in die verschiedenen Richtungen und auch hinein in die Dunkelheit, aus der sich jetzt zwei Männergestalten lösten.

Cella war zurückgeblieben. Nur Bill Conolly und Tony Hellman näherten sich dem Unhold. Der eine mit einem Spaten bewaffnet, der andere mit einer Schaufel.

Der Götze richtete sich auf. Es war Zufall, dass er sich dabei in Bills Richtung drehte.

Während ich mich im Hintergrund hielt, übernahm Bill Conolly die Initiative. Er holte aus, und er hielt den Spaten dabei mit beiden Händen umklammert. Dabei hatte er ihn so gedreht, dass sein breites Ende dorthin zeigte, wo Kopf und Körper zusammenwuchsen, ein Hals aber nicht zu sehen war.

Bill stieß zu! Er rammte den Spaten vor. Er wollte wie die Klinge des Schwerts reagieren. Es war beinahe schon ein Anachronismus, eine derart gefährliche Gestalt mit einem normalen Spaten vernichten zu wollen. Wahrscheinlich war das Monstrum nicht einmal dazu gekommen, all seine Kräfte auszu spielen.

Bill traf es genau. Der Spaten rammte mit seiner blanken Seite direkt in den Hals hinein. Er kam hindurch. Irgendeine Masse spritzte in die Höhe, und der verdammte Götze wurde nach hinten gewuchtet, so dass er mit dem Rücken auf die Arbeitsplatte fiel.

Der Kopf hing noch an seinem Körper. Aus der Wunde quoll irgendein dickes Zeug. Dort klaffte auch ein Spalt wie ein Maul. Er war noch nicht erledigt.

Bill holte noch einmal aus.

»Nein, ich!« Tony Hellman hatte die beiden Worte gebrüllt. Er wollte den Rest erledigen, und Bill trat zur Seite. Er wusste, wie es in dem Autor aussah, dessen Lebenswerk durch dieses Monster fast vernichtet worden war.

Tony stieß mit der Schaufel zu. Und wieder zielte er auf den gleichen Punkt. Die breite Seite drang in den Spalt hinein, und sie löste auch den letzten Rest. Der Kopf rutschte zur Seite.

Tony lachte wie irre auf. Er schob die Schaufel unter den Schädel, hob ihn an und schleuderte ihn weg. Wie ein Ball trudelte er durch die Luft, verschwand im Grau des Zelts und schlug irgendwo mit einem dumpfen Geräusch auf.

Vorbei. Die beiden hatten es geschafft.

Tony drehte sich um. Die Schaufel rutschte ihm aus der Hand. Cella Lintock lief ihm entgegen. Sie warf sich in seine Arme. Beide hatten es verdient. Der Professor sagte nichts. Er stand steif auf der Stelle und bewegte die Lippen, ohne zu sprechen.

Nur Bill und ich handelten. Ich entfernte mich von den Leuten. Bill kümmerte sich um den Körper, während ich nach dem Kopf Ausschau hielt. Die Richtung wusste ich, und sehr bald schon entdeckte ich ihn im Schein der Leuchte. Es war kein Leben mehr in ihm. Auch kein unheiliges. Er war ein Stück Stein mit der Form eines Kopfes. Sonst nichts. Und er war porös, denn als ich meinen Fuß auf die Fratze setzte, zerbröselte der Rest. So hatte ich es schon oft erlebt, wenn irgendeine teuflische oder magische Kraft aus den Körpern der Monstren entwichen war. Ich ging zu den anderen zurück. Zufrieden. In dieser Verfassung war auch Bill Conolly, der mir zulächelte.

»Hart, aber herzlich«, sagte er.

»Sorry, aber du bist in einem anderen Film.«

»Ist das schlimm?«

»Nein, wichtig ist, dass wir es wieder einmal überstanden haben und der namenlose Götze kein Unheil mehr anrichtet. In der Vergangenheit leben, in der Zukunft sterben. Auch das gibt es nicht alle Tage.«

Ich zuckte mit den Schultern. »Aber man lernt eben nie aus ... «

ENDE